



Inhalt. Text: Frühlings-Anfang. Von Ludwig Biemsen. — Bigarreau. Novelle von André Theuriot. — Ottilie Genée. Von D. B. — Ein fürstliches Brautpaar. — Malerische Wanderungen durch die deutschen Lande. — Zur Ästhetik der Mode. V. Brief. — Leidensstationen eines dramatischen Dichters. III. — Wirtschaftsplaudeereien. — Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „April“. — Buntes Allerlei. — Kunstgewerbliches. — Illustrationen: Porträt von Ottilie Genée. — Zwei junge Trinker. Originalzeichnung von Eduard de Maes. — Prinz Heinrich von Preußen und Prinzessin Irene von Hessen. — Bilder aus dem Elsass. — Empfangszimmer im Stil Louis' XVI.



Frühlings-Anfang.

Durch die Märznacht kommt gezogen
 Feuchtesten Hauches kirmend Wehn,
 Wolken vor ihm her geflogen,
 Und kein Sternlein ist zu sehn.
 Welch geheimnisvolles Weben
 Regt sich da in Fluß und Bän:
 Bächlein rauscht mit neuem Leben,
 Nachtigall stimmt singend ein;
 Überall ein Wachsen, Sprießen,
 Veilchen duften durch die Nacht —
 Wonstig Glück, so zu genießen
 Schöpferische Frühlings-Macht!

Ludwig Biemsen

Gernsfa

Nachdruck verboten.

Bigarreau.

Novelle von André Theuriet.

Übertragen von Natalie Nümelin.

I.

Das Centralgefängnis wurde errichtet. Die Verwaltung der Strafanstalten hatte beschlossen, den Personenstand im Gefängnis zu Gl. zu vermindern und die dort gefangen gehaltenen Frauen anderweitig unterzubringen. Da erklärte ein Generalinspektor, daß die Gebäude der alten Abtei in Auberive den Absichten des Ministers vortrefflich entsprechen würden. Demgemäß erworb der Staat das ehemalige Besitztum der Cistercienser, und man machte sich eilends daran, es seiner neuen Bestimmung anzupassen, zum großen Kummer der Einwohner des Fleckens, die sich nichts weniger wünschten, als die Nachbarschaft einer Straf- und Besserungsanstalt. Der Direktor von Gl., ungeduldig seiner Gefangenen ledig zu werden, beschleunigte die Arbeiten mit fieberhafter Eile; da seine Anstalt nur etwa acht Meilen von Auberive entfernt lag, verbrachte er die Hälfte seiner Zeit auf dem Bauplatz, wo er die Änderungen überwachte, die die Mauern untersuchte, den Architekten plagte, die Unternehmer hin- und herbestete und die Arbeiter mißmutig machte. — Der Direktor war ein starker, untersehter Mann, der aussah wie ein Sklavenhändler; in dem stark geröteten, von Pockennarben durchlöcherten Gesicht funkelten kalt und scharf zwei lauernde, ungemein energische graue Augen; das krause, ergraute Haar war perrückenartig hinaufgekämmt.

Er hatte angeordnet, daß etwa fünfzig jugendliche Verbrecher, die er zu Erarbeiten verwenden wollte und diesen Abend noch erwartete, nach Auberive verlegt werden sollten, bis die Gebäude so weit fertig gestellt wären, um die Frauen aufnehmen zu können.

Während er mit dem Forstmeister Dvert, seinem Tischgenossen in dem einzigen Gasthof Auberives, auf der das Aubethal beherrschenden Landstraße spazieren ging, setzte er diesem alle Vorteile seiner Anordnungen auseinander.

„Sie kommen bald,“ sagte er mit dem Stolz des Fachmannes, „ehe eine Viertelstunde um ist, müssen sie hier sein. . . Sie kommen, von Ihren Aufsehern geführt zu Fuß von Gl., und Sie werden selbst sehen, wie die Kerls auf den Wink gehorchen; . . . Sie sind allerliebste . . . und so glücklich!“

Ein freundliches Lächeln spielte um seine dünnen, durch eine Narbe gepalteten Lippen, während er mit seinem Palmenstock, dessen Eisenbeingriff er fest in der Hand hielt, die am Wege stehenden Disteln peitschte.

Kurz darnach sah man auf der Straße nach dem Dorfe Bay im Glanz der sinkenden Sonne Staub aufwirbeln. Der Direktor hielt seine breite Hand mit den plumpen, knotigen Fingern schützend vor die Augen und rief dann triumphierend: „Da sind sie!“

Er hatte sich nicht getäuscht. Bald traten sie aus der Staubwolke heraus. Sie gingen zu vier und vier, die Älteren voran, die Jüngeren hinterdrein, und die Aufseher bildeten den Nachtrab. Zwischen den grünenden Gebüsch am Rand des Weges und den schrägen Strahlen der Sonne hob sich der Zug deutlich ab und näherte sich sichtlich den Mauern der alten Abtei. In Gehörweite gekommen, stimmten sie auf ein Zeichen des Oberaufsehers ein Lied an, in dem viel von den Freuden der Arbeit und der Schönheit der Natur die Rede war. In die Strahlingsjacke eingezwängt, die geschorenen Köpfe bis über die Ohren von der Mütze bedeckt, erhoben sie ihre staubigen Füße im Takt und defilierten militärisch an dem Direktor und seinem Begleiter vorbei. Alle hatten ehrerbietig die Augen niedergeblickt und leierten fast automatisch ihr tugendhaftes Lied herunter.

„Es strahlet die Sonne, es grünet der Plan,
„Drum frisch, Kameraden, zur Arbeit heran,
„Wer nie dem Gebet und der Arbeit entfloß,
„Dem stählt sich der Leib und die Seele bleibt froh.“

Auf den ersten Anblick schienen alle diese kindlichen Gesichter nach einem und demselben Typus gebildet zu sein; sie hatten alle denselben scheuen Blick eines geprügelten Hundes, dasselbe aufgebunzene, gelbliche Gesicht, dieselben mechanischen Bewegungen, dieselbe Heiterkeit auf Befehl.

„Nicht wahr, sie sind nett?“ rief der Direktor aus und klopfte mit dem Palmenstock auf die Erde; „acht Meilen haben sie zurückgelegt und man sieht's ihnen nicht an. . . sie sind doch rüstig und munter! frisch wie die Rosen und lustig wie die Finken!“

Rüstig — das mochte sein, obgleich einige mühsam genug weiter marschierten. Was aber die Lustigkeit anbelangte, so sollte der Forstmeister bald genug erfahren, was von ihr zu halten sei. — Während der Direktor mit dem Oberaufseher sprach, blieb einer der jungen Gefangenen etwas zurück und stand still, als ob er sich den Forstmann genauer betrachten wollte. Sein mit Sommerprossen übersäetes Gesicht zeigte eine Art freudiger Bestürzung, und seine blauen Augen leuchteten einen Augenblick hell auf.

„Numero 24,“ schrie der Oberaufseher grob, „was hast du wie ein Faulpelz dazustehen? Flink in die Reihe zurück und das so schnell du kannst!“

Die Züge des jungen Mannes verfinsterten sich, und Dvert, der ihm gerade ins Gesicht sah, erschrak über den wilden, ältlichen und heuchlerisch unterwürfigen Ausdruck, den dieses abgekehrte Jünglingsgesicht plötzlich annahm.

Noch immer singend betrat der Zug den Hof der alten Abtei, deren eisenvergittertes Thor klirrend hinter dem Trupp der jungen Gefangenen ins Schloß fiel. Die Erinnerung

aber an jene hagere, leichtbewegliche Larve, die er während des Vorbeimarsches so flüchtig gesehen, blieb in dem Gedächtnis des Forstmeisters haften.

Als er des Abends sein Zimmer betrat, mußte er unwillkürlich wieder an diese Begegnung denken. Es war ihm, als ob er schon einmal in seinem Leben jemandem begegnet wäre, der mit „Numero 24“ eine gewisse Ähnlichkeit gehabt hatte, aber dies war so unbestimmt, so ferne, daß er dem Gesicht keinen Namen zu geben mußte. Die Sache war übrigens nicht von Belang, den andern Tag dachte er nicht mehr daran.

Einige Tage später, als er allein beim Frühstück saß, sagte die ziemlich gesprächige Wirtin, die ihn bediente: „Da fällt mir eben ein, Herr Dvert, haben Sie nicht die Kinder gesehen, die im Gefängnis arbeiten?“

„Ja, was soll's damit?“

„Nun, es ist ein Landsmann von Ihnen darunter, der Sie im Vorbeigehen erkannt hat.“

Aufs neue fielen Dvert die weit geöffneten blauen Augen und das verwunderte Gesicht von Numero 24 ein — sicherlich war es dieser. Aber er mochte sein Gedächtnis anstrengen wie er wollte, er fand keinen näheren Fingerzeig über dieses Kind seiner Heimat, das in der Besserungsanstalt gestrandet war. Nichtsdestoweniger beschäftigte ihn dieses Abenteuer, und er drückte den Wunsch aus, seinen jungen, frühreifen Landsmann in der Nähe zu sehen.

Die Sache war leicht zu bewerkstelligen, da der Oberaufseher ein Verehrer der Wirtin war, und sie versprach Dvert, ihm durch dessen Vermittlung den betreffenden Gefangenen am anderen Morgen zuzuführen.

Als der Direktor abends zum Essen kam, war er entzückt von der guten Führung „seiner Kinder“. Er konnte nicht genug über diesen Gegenstand reden.

„Sie sind allerliebste,“ wiederholte er, „und doch, Herr Forstmeister, haben wir es mit dem Abschaum der Gesellschaft zu thun, Brandstifter und Mörder sind darunter, die so sanft und gehoriam wie Schafe geworden sind. Und das ist das Resultat unserer physischen und moralischen Zucht. Aus diesen verderbten Geschöpfen machen wir nützliche Arbeiter, wie man aus schlechtem Abfall feines und gutes Tuch verfertigt. Hier, mein Herr, liegt die Lösung der sozialen und vielleicht auch der ökonomischen Frage! . . . Meine Kerls kosten dem Staat fünfzig Centimes pro Tag und pro Kopf und graben die Erde so gut um wie Arbeiter, denen wir drei Francs zahlen müßten. . . Reduktion der hohen Arbeitslöhne und Moralisierung der Gattung. . . das ist der wahre, die Gesamtinteressen der Menschheit umfassende Fortschritt.“

Es lag dem Forstmeister auf der Zunge, um Auskunft über Numero 24 zu bitten, allein der Direktor mit den harten Augen und der gespalteten Lippe flöste ihm trotz seiner menschenfreundlichen Theorien nur ein sehr mäßiges Vertrauen ein. Er scheute sich die Aufmerksamkeit dieses furchtbaren Apostels des Fortschrittes durch Disciplin und Lohnverminderung auf seinen geheimnisvollen Landsmann zu lenken und beschloß daher abzuwarten und selbst zu urteilen.

Am andern Morgen führte die pünktliche Wirtin einen etwa fünfzehnjährigen Knaben in das Zimmer Dverts, den sie mit ihm allein ließ. Es war in der That Numero 24. Bläß und aufgedunsen, in die Arbeitsjacke eingezwängt, die Mütze in der Hand, so stand er nun vor dem Forstmann.

Der Kopf mit den kurz geschnittenen blonden Haaren sah aus wie eine Kugel; die schlauen blauen Augen blickten abwechselungsweise auf und nieder, als ob ihr Besitzer den vor ihm stehenden Mann erst durch und durch prüfen und erforschen wollte, ehe er sich ihm anvertraute.

„Sie erkennen mich wohl nicht mehr, Herr?“ frug er endlich mit schüchternem aber etwas spöttischer Stimme, „und doch habe ich so manchen Auftrag für Sie besorgt, als Sie noch in Billotte waren.“

Plötzlich erwachte das Gedächtnis des Forstmeisters wieder: „Bigarreau“ rief er aus.

Und nun erinnerte er sich wieder des achtjährigen Gassenjungen mit struppigem, strohfarbenen Haar, der in einem zerrissenen Hemd und durchlöcherten Hosen in den Straßen des Städtchens herumlungerte und sich mit so ergötzlicher Sorglosigkeit und so vielem Humor in seine Lumpen hüllte. Seine runden, rosigen Wangen und die kirschroten Lippen hatten ihm den Spitznamen Bigarreau eingetragen, mit welchem ihn das Volk getauft hatte.

Das Kind eines unbekanntes Vaters und eines verkommenen Weibes, das ihn der Verwahrlosung preisgab, lebte er ganz auf der Gasse, wo er, um sein Leben zu fristen, hundertlei Gewerbe trieb, von denen das ehrenwerteste in der Beförderung von Liebesbriefchen bestand. Im Sommer, zur Badezeit, verwahrte er am Abhänge des Flusses im Schatten sitzend und Cigaretten rauchend die Kleider der Badenden und lachte hell auf, wenn einer, der schwimmen lernte, seinen Weidenbüschel fahren ließ und einen Mund voll Wasser schluckte. Im Winter suchte er in der Bude des Kastanienverkäufers Zuflucht, er spaltete kleines Holz, unterhielt ein lustiges Feuer unter dem durchlöcherten Ofen und erwischte ab und zu eine der gerösteten Kastanien, die ihm erst die Finger erwärmten und dann die gebieterischen Forderungen seines Magens befriedigten. — All diese Einzelheiten kamen Dvert nun wieder ganz deutlich ins Gedächtnis zurück. Er betrachtete dieses Knabengesicht, das seine rosigen Farben verloren hatte und das in den Augen- und Mundwinkeln sichtbare Spuren früher durch den Gefängnisaufenthalt hervorgerufener Verderbtheit trug. Er fragte sich, ob nicht auch er selbst dadurch, daß er einstens den Straßenjungen zu

* Bigarreau zu deutsch Herzkirchje.

Bestellungen benützt und auf diese Weise in seinem Herumtreiben unterstützt hatte, ihn auf den Weg, der im Gefängnis endete, getrieben habe. Er fühlte sich halb verantwortlich für diese Sittenverderbnis und betrachtete mit Mitleid, ja beinahe zärtlich den Burschen, der sich hin- und herwiegend und seine Mühe verlegen zwischen den Fingern drehend vor ihm stand.

„Wie, also du bist es, Bigarreau?“ wiederholte er.

„Ja, ich bin's,“ erwiderte der Gefangene und ein Lächeln glitt über sein Gesicht und sein Blick wurde fester.

„Mein armer Junge, du bist also ins Gefängnis gekommen?“

„Ja, sehen Sie,“ entgegnete Bigarreau ohne jede Verlegenheit, „ich habe Unglück gehabt! Sie wissen ja, daß ich im Sommer die Sachen der Leute aufbewahrte, die an der ‚Breiche‘ badeten? Eines Tages fiel aus einem Beinkleid, das ich ausschüttelte, ein Fünffrankenthaler. Ich hatte noch niemals soviel Geld gesehen, es juckte mir in den Fingern. Ich verlor die Bestimmung, nahm das Geld und lief davon. Sie können mir's glauben, ich hatte es kaum in der Tasche, als ich rasch umkehren und es wieder in das Beinkleid stecken wollte. Unglücklicherweise hatte man mich gesehen, ich wurde ergriffen und patich! ins Loch und dann vors Gericht, wo ich dazu verurteilt wurde, bis zu meinem einundzwanzigsten Jahre im Käfig zu bleiben. Das heißt doch Unglück haben, nicht wahr, Herr?“

Er erzählte dies alles mit einer etwas heiseren Stimme und einem Gemisch von Gleichgültigkeit und Frechheit. Dvert frug, wie er sich bei dem vielgerühmten System des Direktors befinde. Da verlängerte sich seine Unterlippe, das Gesicht verdunkelte sich, und er machte eine bedeutungsvolle Grimasse: „Teufel auch, das ist nicht zum Lachen! Man ließ uns von Gl. zu Fuß hierher gehen, nur mit einer Suppe im Leibe, und seit wir hier sind, arbeiten wir an Erdwällen neben dem Gehölz, wo der Friedhof des Gefängnisses angelegt werden soll. Zehn Stunden der vollen Sonne ausgefetzt Erde umgraben! Dabei so schlecht genährt: Erbsen zu allen Mahlzeiten und den Nachts mit der Fuchtel. Die Aufseher schlagen unbarmherzig zu! Ach, lieber Herr, wo sind die Zeiten hin, als ich das Ufer unseres Flusses entlang schlenderte und den Wasserpinnen zusah, wie sie sich in der Strömung reckten und streckten! Ach, ich wollte mich wohl auch recken und strecken. Aber davon will der Herr Direktor nichts wissen, er will nicht, daß man sich in seinem Loch langweile. Alle frisch wie Rosen und lustig wie Finken. Wir sollen immer singen, damit die Leute denken, wir seien so glücklich wie der Vogel im Hanffamen. Welche Komödie! Wenn ich daran denke, daß ich noch fünf Jahre vor mir habe. Aber wissen Sie, mein Herr, ich habe wenig Lust, meinen Kontrakt einzuhalten.“

Seine Augen glänzten, er zwinkerte geheimnisvoll mit den Wimpern. Dann beschloß er seine Erzählung mit der Bitte an seinen Landsmann, ihm einige Souch für Tabak zu schenken.

Dvert gab ihm ein Silberstück und würzte sein Geschenk noch mit einer Moralpredigt; Bigarreau ließ das erstere in das Futter seiner Jacke gleiten und hörte die letztere mit spöttischem Lächeln an, worauf er sich empfahl unter dem Vorwand, es sei Zeit für ihn, auf den Bauplatz zurückzukehren.

II.

Der neue Frauenkirchhof sollte auf einem brachliegenden Felde, das an die Wälder von Montgerand grenzte, angelegt werden. Von dem Punkte aus, wo die jungen Gefangenen zum Zweck der Fundamentierung Erarbeiten verrichteten, beherrschte der Blick das Aubethal. Man erblickte, wie im Hintergrund einer Schlucht, die kleine Kirche und die beiden Straßen des an einen Kranz bewaldeter Berge angelehnten Dorfes, die Schieferdächer der alten Abtei, die aus einem Gebüsch von Tannen emportauchten, und dann die vielfach gekrümmte, silberglänzende Aube, die im Sonnenschein über blühende Wiesen in der Richtung nach Bay dahintanzelte, wo der Horizont aufs neue von Hügel und Wäldern begrenzt wurde.

Das Licht spielte auf den blühenden Wiesen und dem fließenden Wasser und dem bläulich schimmernden fernen Laubwerk. Die Lerchen zwitscherten hoch am Himmel, das Rauschen der Schleuse, das Krähen der Föhne und die Stimmen der Kinder drangen aus dem Dorf heraus. Es gewährte einen fröhlichen Anblick, dieses morgensfrische, in Sommer Sonnenschein getauchte Thal; allein die jungen Erdbarbeiter auf der Brache von Montgerand hatten wenig Genuß davon.

Unter den Argusaugen des Oberaufsehers Seurrot gruben sie die Erde um, und man ließ ihnen keine Zeit, „Maulaffen feil“ zu haben. Die Älteren handhabten die Hacke, und die Jüngeren schafften zu zweien die vollen Schiebkarren fort. Die Rücken in grobe Leinwand gehüllt, die Köpfe mit Strohhüten bedeckt und unaufhörlich in Bewegung, erschienen sie auf dem grauen, steinigten Boden wie eine Masse sich beständig bewegender weißer Punkte. Wenn sich die Zungen aufrichteten, um den Schweiß von der Stirne zu wischen, erregte der lichtvolle Anblick des grünenden Thales — weit entfernt, einen beruhigenden oder tröstlichen Eindruck zu machen — in ihren Kinderherzen eine dumpfe Erbitterung; die gleichsam in der Luft liegende Aufforderung zur Freude hatte für sie etwas unendlich Höhnisches und Grausames. Der freie Flug der Lerchen und der Schwalben, welche sich über dem Spiegel des Flusses herumtummelten, machte ihnen die Zwangsarbeit, die Rippenstöße der Aufseher und die Riegel des Gefängnisses doppelt fühlbar und erweckte in ihnen die Lust zur Auflehnung und zum Entrinnen.

Unter denen, die das Joch am ungeduldigsten trugen und sich der strengen Zucht am widerwilligsten fügten, war unser Freund Bigarreau. Als er den Tag vorher aus der Wohnung des Forstmeisters gekommen war, hatte er sich schleunigst um einen Teil seines Geldes ein Paket Cigaretten und ein Schächtelchen Streichhölzer gekauft. Diese neu erworbenen Besitztümer verbargte er in den Taschen seiner Beinkleider, wo er sie schon den ganzen Morgen von Zeit zu Zeit mit zärtlicher Sorgfalt betastete und sich vornahm, eine zu schmauchen, sobald ihm Seurrot den Rücken gedreht hätte.

Das Tagewerk wurde durch eine halbstündige Ruhepause unterbrochen, und dann ließ die Aufmerksamkeit des Aufsehers bei der Überwachung etwas nach. Seurrot hatte nämlich ein fühlendes Herz, und die glänzenden Augen der Löwenwirtin zogen ihn unwiderstehlich in den Obstgarten des Wirtshauses, der unterhalb des Bauplatzes lag. Auf diesen Zeitpunkt hatte Bigarreau gerechnet. Kaum hatte der Oberaufseher den Weg nach dem Obstgarten angetreten, so glitt auch schon Numero 24 mit schlangenartiger Geschmeidigkeit durch die Wachholdersträucher der Böschung, erreichte das Gehölz, wählte sich schnellen Blickes unter den Bäumen am Waldeßsaum einen Eisbeerbaum mit schlankem Stamm und dichtbelaubtem Gipfel und hatte denselben im Handumdrehen, wie ein Eichhörnchen, erklommen.

Dann zog er, rittlings auf dem Gabelpunkt der höchsten Äste sitzend, vom dichtesten Blattwerk versteckt, seine Cigaretten hervor, steckte eine an und genoß in langsamen Zügen die Süßigkeit der verbotenen Frucht. Es war gut sein da oben in dem frischen, kühlen Grün. Zwischen dem Geäst hindurch sah man die Dächer des Dorfes und das Gitzern der Aube, die sich durch die Wiesen schlängelte, und das Wogen der Roggen- und Haferfelder, die auf den beiden Abdachungen des Thales mit dem süßen und roten Alee, der hier in bunter Mischung stand, abwechselten. Die Ansichten zwischerten im Gehölz, die Feisige plapperten in den Weiden am Fluß, und ein frischer Wind schaukelte Bigarreau wie in einer Hängematte. Es war so gut sein da oben, daß er sich vergaß.

Als Seurrot, eine Rose zwischen den Zähnen drehend, zurückkam und seine kleine Schar musterte, sah er auf den ersten Blick, daß einer der Gefangenen beim Appell fehlte.

„Wo ist Numero 24?“ rief er aus. Die Burschen tauschten verstohlene Blicke und begnügten sich, ihm mit Achselzucken zu antworten.

Der Oberaufseher dachte zunächst an eine Flucht und erblaste. Seine Blicke durchforschten das Dickicht des Gehölzes. . . Plötzlich entdeckte er über dem Wipfel einer der großen Bäume ein leichtgewundenes, bläuliches Rauchwölkchen. Das war nicht natürlich, und der Verbrecher hatte gewiß dort oben sein Lager aufgeschlagen. Seurrot sprang über die Böschung und stand in einem Nu unter dem Eisbeerbaum, wo er ohne große Mühe die herabhängenden Beine Bigarreaus entdecken konnte.

„Du Schuft, du,“ rief er aus, „du brennst durch und rauchst auch noch! . . . was gegen die Vorschrift verstößt! Willst du sofort herunterkommen, Laugenichts?“

Bigarreau war abgefaßt, aber er beherrschte die Situation und versuchte dieselbe auszubenten.

„Das will ich wohl,“ antwortete er, „aber Sie müssen mir vorher versprechen, mich nicht zu strafen.“

„Ich glaube gar, du willst mir noch Bedingungen machen?“ schrie Seurrot wütend, „komm gutwillig herab, oder es könnte ein schlimmes Ende nehmen!“

„Dann bleibe ich, wo ich bin,“ lautete die eigenfönnige Entgegnung Bigarreaus.

Der Eisbeerbaum hatte einen sehr dünnen, aber sehr hohen Stamm und der Oberaufseher gar kein Geschick zum Klettern. Er mochte den Baum schütteln, so heftig er wollte, der Delinquent rührte sich nicht.

„Also du widersehest dich der Obrigkeit, Schnapphahn! Her da, ihr andern, bringt mir ein Beil, aber schnell!“ Diesem mit Donnerstimme gebrüllten Befehl wurde von zwei Gefangenen entsprochen.

Seurrot ergriff wütend die dargebotene Art und begann, ohne sich darum zu kümmern, daß er einen Waldsrevell beging, den Eisbeerbaum über der Wurzel zu fällen. Bei den ersten Hieben, die er führte, erbebt der Baum von der Wurzel bis zum Gipfel, aber Bigarreau blieb kaltblütig. Die Artschläge folgten schnell aufeinander, Rinde und Holz zersplitterten und auf der Stirn des Aufsehers perlten Schweißtropfen. Die beiden Sträflinge, die dieses Schauspiel ungemein belustigte, verfolgten mit Interesse das Wachsen des Einschnittes im Stamme des großen Baumes. Plötzlich hörte man ein lautes Krachen und jetzt glitt Bigarreau, der sich überlegt hatte, daß es weise sei, von zwei sicheren Uebeln das schlimmere zu vermeiden, zwischen den Ästen durch und fiel wie ein Sack zur Erde nieder, die glücklicherweise von einem dichten Moosteppich bedeckt war.

„Geschmeiß du, ich will dich lehren, mir zu trotzen!“ brüllte Seurrot und ergriff seinen Arm.

Er war Schutzmann gewesen, und seine Finger hielten fest wie Zangen. — Gleichzeitig verfehlte er Bigarreau mit der andern Hand Büße ins Kreuz und stieß ihn nach dem Bauplatz hin.

„So, du rauchst verbotener Weise?“ fuhr der Aufseher fort, und verstärkte den Eindruck jedes Wortes mit einer Maulschelle. — Er durchstöberte die Taschen des Gefangenen und zerstreute die Cigaretten auf den wegzuschaffenden Schutt.

„Wo hast du das Geld gestohlen, um diese zu kaufen?“

„Man hat es mir geschenkt,“ beteuerte Bigarreau. „Schweig! . . . zur Hache, Galgenvogel . . . Wir wollen die Sache morgen beim Rapporte aufklären, wenn der Herr Direktor wiederkommt . . . Er wird dich ins Loch werfen bis du schwarz wirst . . . Vorderhand gibts heute trockenes Brod zum Abendessen!“



Ottile Genée.

Der Nachmittag verfloß traurig für Bigarreau. Als er sich endlich abends um neun Uhr mit leerem Magen und von der Rute zerschlagenen Fingern in seiner Hängematte ausstrecken konnte, begann er mit Bitterkeit über das Glend des heutigen und die möglichen Ereignisse des morgigen Tages nachzudenken. Es war noch nicht alles vorüber. Der Direktor sollte schon frühe zurückkommen, und er war noch unbarmherziger als die Aufseher. Bigarreau kamte aus Erfahrung die Art, in der dieses gefürchtete Oberhaupt die geringste Ubertretung der Vorschriften ahndete.

„Nein,“ murmelte er, sich in seiner Hängematte zusammenkauern, „ich habe es satt, und warte seine Rückkehr überhaupt nicht ab.“

Und aufs neue tauchten die Fluchtgedanken in seinem Kopfe auf. Der aus dem Stegreif für die Gefangenen hergestellte Schlaßaal war schlecht verschlossen, und die Aufseher hatten einen festen Schlaf; gegen Mitternacht konnte man vielleicht entweichen, eine Mauer erklimmen und die Wälder erreichen! Jedenfalls galt es das Abenteuer zu versuchen.

Es war vollständig Nacht geworden; er hörte einen der Aufseher die Runde machen, sich auskleiden und auf sein Lager werfen. Bald hörte man nur noch lautes Schnarchen im Schlaßaal. Behend wie eine Kaze kletterte Bigarreau aus seiner Hängematte, schlüpfte in Hose und Jacke und hing seine Holzschuhe an einem Bindfaden befestigt um den Hals; dann schlich er barfuß, mit zurückgehaltenem Atem an ein

Fenster, das man offen gelassen hatte, um dem im ersten Stockwerk gelegenen Saal frische Luft zuzuführen. Auf den Fensterims geklettert, beugte der Bengel vorsichtig den Kopf zum Fenster hinaus. In der hellen Juninacht konnte er Gemüßebeete zu seinen Füßen unterscheiden. Das frisch begossene Erdreich war gewiß weich. Bigarreau hielt sich mit beiden Händen an der Einfassung des Gesimses fest, ließ sich hinabgleiten und stürzte auf Korkköpfe, die seinen Fall abschwächten. Er stand auf, betastete sich und horchte; — nicht ein Ton war zu hören, außer dem hellen Rauschen der Aube, die durch den Garten floß. — Nun ging er längs des Flusses hin bis zu dem Punkte, wo dieser unter einer Wölbung verschwand und den Park verließ; hier stieg er mutig ins Wasser, das ihn nur bis ans Knie ging und gewann, der Strömung folgend, das freie Feld.

(Fortsetzung folgt.)

Ottile Genée.

Fünfzehn Jahre deutscher Theaterdirektion im fernsten Westen, in der neuen Weltstadt am Stillen Ozean, das ist ein Kapitel vaterländischer Bühnengeschichte, welches kaum verständnisvoll und ausführlich genug geschrieben werden kann. Hoffentlich erscheint es auch noch einmal vor uns als elegantes Bändchen für Ideepen und Freunde der Muse Melpomene. Vorläufig liegt uns nur ein Prachtalbum von Heinrich Kadelburg vor, welches im März 1883 der thatkräftigen Directrice jener Theaterunternehmung gewidmet wurde. Es enthält einen Rückblick, ein Personal- und Repertoire-Verzeichnis und die Photographieen von Ottile Genée, Friedrich Naase, Carl Sonntag, Franziska Ulmenreich, Magda Frisch, Adolph Vink und der damaligen Mitglieder der Genée'schen Gesellschaft: Emily Fischer, Ada Stamm, Eugenie Ormay, Fanny Keller, Mathilde Fleischer, Heinrich Kadelburg, Leonhard Scherer, Reinhold Bojock, Benno Girich, Th. v. Wegern, Emil Pieper, Hans Bedl, Eugen Carlmüller und last not least des Kassierers Salomon Hirsch, letzterer mit einem Vollbart geziert. Vermissten wird der Kundige vor allen Dingen das Bildnis des Herrn von der Osten, der unter Frau Genées Leitung Jahre lang die San Franziskaner als Held und Liebhaber beglückte, ehe er am Dresdner Theaterhimmel den Zenith erklomm. Ferner begegnen wir im Repertoireverzeichnisse den Namen Kirchner, Mundt, Mühlbach, Witt, Cottrelly, Ulmenreich, Mathilde Veneta, Aube, Josephine Treff, C. Helmers, J. Acher und anderen meist von hervorragenden Kräften, die zum Teil, wie Frä. Fiebich, zur englischen Bühne übergegangen sind, zum Teil, wie Frau Louise Koedel, jetzt einen hohen Rang unter den vaterländischen Künstlern einnehmen.

Es ist wohl selbstverständlich, daß die deutsche Bühne in San Franzisko, obgleich in dieser Heimat des Goldes 35 000 Deutsche von meist gutem Vermögen wohnen, sich unter schweren Krisen ins Leben rang. Jahrelang kämpfte Frau Ottile Genée mit dem Indifferentismus ihrer Landsleute und mit der Polizei; diese wollte nun einmal eine Theatervorstellung am Sonntag nicht dulden, die Landsleute aber an keinem anderen Tage in das deutsche Theater gehen; sie „patronisierten“ mit echtem Yankee-Stolze das Idiom Shakespeares, und nur an den Sonntagen, wo die englischen Bühnen feiern, ließen sie sich auf deutsche Art die Zeit vertreiben. Dies muß man festhalten, um zu wissen, wie viel Mut und Ausdauer und wohl auch Glück dazu gehörte, um an jenem fernen Strande fünfzehn Jahre lang das Direktionsruder in Händen zu halten und das rollende Schiff gegen Wind und Wogen durch mancherlei Klippen hindurch zu lenken, so daß allen Ansprüchen sowohl eines verwöhnten Publikums wie der engagierten Kräfte pünktlich genügt werden konnte. Herr Carl Sonntag schreibt uns in dieser Hinsicht einen höchst anerkennenden Brief über Ottile Genées praktischen Verstand als Directrice und ihre Lebenswürdigkeit als Vorgesetzte, da sie es sich, über alle Anforderungen der von ihr über den Ozean und den amerikanischen Kontinent herangezogenen Mimen hinaus, auch zur Aufgabe machte, ihren Mitgliedern ein Heim in der Fremde zu bereiten.

Diese merkwürdige und gewissermaßen heroische Dame erblickte Mitte der dreißiger Jahre als jüngste Tochter Friedrich Genées in Dresden das Licht der Welt und der Rampe. Ihr Vater ist den alten Berlinern als Charakterdarsteller und Regisseur der „Königsstadt“ rühmlichst bekannt; bald nach Ottiliens Geburt aber führte er bereits das Direktionszepter in Danzig, wo die junge Dame als echtes Theaterkind zwischen Theaterkindern aufwuchs und auftrat. Ihre Brüder Rudolph und Richard genießen als Größen der Theaterhierarchie eines wohlverwöhnten Ruhs. Rudolph ist der erste jetzt lebende Shakespearekenner, ein berühmter Rhetor, Vorleser, Kritiker und Schriftsteller; Richard, der Librettist des welterobernden Bettelstudenten, sowohl Dichter wie Komponist von „Nanon“, „Seefadent“ u. s. w. Ottile gelangte auch ihrerseits früh zum Bewußtsein der eigenen Kräfte; schon im Jahre 1850 schwingt sie sich, noch Kunstnovize, zum erklärten Liebling der Berliner auf. Sie wurde sofort „star“ und erste Soubrette des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters, das damals unter Deichmanns Direktion und unter Regisseuren wie Anton Acher, F. Hesse, Görner an der noch ziemlich harmlos dahinfließenden Panke



Zwei junge Trinker. Originalzeichnung von Eduard de Maes.

—*— Ein fürstliches Brautpaar. —*—

Zu den freudigen Erlebnissen, die dem hohen gesegneten Alter unseres Kaisers beschieden waren, hat sich soeben der Abschluß eines Herzensbundes zwischen zwei jungen, dem erlauchten Monarchen sehr nahe stehenden fürstlichen Persönlichkeiten gefügt. Es ist dies Prinz Albert Wilhelm Heinrich, der sich in der Prinzessin Irene von Hessen eine Lebensgefährtin gewählt hat. Er wurde am 14. August 1862 zu Berlin als

eingehende Studien sorgfältig vorbereitet hat. Ein schönes Erbe ist dem jungen Bräutigam seitens der erlauchten Eltern zugefallen: vom Vater der edle, offene, klare Mannesinn, ein warmes, tiefempfindendes Herz und jene ernste Willenskraft, die, ohne viele Worte zu machen, energisch zum Ziel dringt; von der Mutter, die, wie ein vorzüglicher Maler schrieb, sich durch ihre Malerkunst, auch wenn sie als armer

Diphtheritis, von der sie an den Krankenbetten ihres Gatten und der Kinder, die sie Tag und Nacht pflegte, befallen worden war. Die maienholde Prinzessin, die ihren Namen Irene, „Friede“, zur Erinnerung an den glücklich beendeten Krieg des Jahres 1866, wo Deutsche gegen Deutsche kämpften, empfing, soll gleich ihrer, in Familie und Volk unvergessenen Mutter an echt weiblichen Tugenden reich sein. Die politischen



Prinzessin Irene von Hessen.



Prinz Heinrich von Preußen.

der zweite Sohn des Kronprinzen geboren und ist gleichsam unter den Augen der Bewohner von Berlin und Potsdam aufgewachsen, die den Prinzen, der vom Vater die hohe Gestalt und den großen, sonnig leuchtenden Blick hat, immer sympathisch begrüßen, so oft er unter ihnen erscheint. Prinz Heinrich ist Seemann mit Leib und Seele und scheint zum einstigen Befehlshaber der deutschen Marine bestimmt zu sein, ein Beruf, auf den er sich durch eine Weltumsegelung, sowie durch wiederholte kürzere und längere Fahrten in den Gewässern Europas, nicht weniger durch sehr umfassende und

Leute Kind geboren wäre, eine erwerb- und ehrenreiche Existenz hätte gründen können, eine ausgesprochene und schöpferische Kunstbegabung; von beiden den tiefen, schönen Familiensinn, der alle kronprinzlichen Kinder durchdringt.

Die Braut des Prinzen Heinrich, Irene Luise Marie, welche am 11. Juli 1866 zu Darmstadt geboren wurde, ist die Tochter des Großherzogs Ludwig IV. von Hessen und der Prinzessin Alice von England, einer Schwester unserer Kronprinzessin, die das Muster einer edlen, hochsinnigen Hausfrau und Mutter gewesen. Sie starb im Jahre 1878 an der

Leute erblicken in dieser Verlobung ein Unterpfand des Friedens, da die Schwester der Braut, Prinzessin Elisabeth, mit dem Großfürsten Sergius von Rußland, dem Bruder des Czaren, vermählt ist; wir aber begrüßen sie, die, wie uns versichert wird, aus voller Herzensneigung geschlossen wurde, als ein stilles Glück, das die Vorsehung zwei trefflichen, für ideale Lebensziele gleich warm empfindenden Fürstentöchtern beschieden hat. Denn, so klingt ein altes deutsches Volkslied:

„Zwei, die zur Minne sich verbunden,
Haben schon den Himmel hier gefunden.“

florierte. Görner und Rud. Hahn bemächtigten sich des prägnanten Talents und verfaßten für Dittlie in überraschender Schleunigkeit eine Reihe von Einaktern und Eintagsfliegen, von Solo-Scherzen und Bluetten, wie z. B. „Fettchen am Fenster“, „Gustchen vom Sandkrug“, „Magisters Perrücke“, „Prozeß um einen Kuß“, „Theatralische Studien“ und viele andere, sämtlich darauf berechnet, die unverfrorene, bühnensichere kleine Person sich von ihren vielen starken Seiten dem erstaunten Berliner zeigen zu lassen. Als „kleiner Gerold“ oder Cigarrenverkäufer wurde sie geradezu typisch, aber allen ihren Unarten wußte sie durch Zierlichkeit und Grazie eine Vergoldung zu geben, die solche Mängel in das Reich schönen Humors und echter Kunst erhob. Der Meister im Entdecken junger Talente, Laube, ergriff denn auch die erste Gelegenheit, sie nach Wien zu ziehen, wo sie 1856 mit großem Erfolge debütierte und nur nicht „unterschied“, weil ihr Görner vorhielt, daß sie sich in einem Burgtheaterverhältnisse nicht würde nach Gewohnheit austoben können. Dies letztere that sie denn auf einer längeren Gastspieltour durch alle bedeutenden Theaterorte Deutschlands als gefeierter und überraschender Bühnenstern und hielt selbst vorm Dzean nicht still. Ihr Ruhm — sie wurde z. B. sogar von so überaus scharfen Kritikern wie Carl v. Dettinger als das wandelnde Arkadium gegen Hypochondrie gefeiert — drang zur neuen Welt hinüber, und sie war der erste Gast von vaterländischem Ruf, welcher dort die Fahne deutscher Kunst entfaltete und goldene Ernten einheimste. Die Reise nach Amerika war zugleich ihre Hochzeitsreise; sie hatte sich 1865 in Dresden mit einem bayerischen Premierleutnant vermählt, behielt aber als Künstlerin und spätere Direktorin den Namen, unter welchem sie gefeiert wurde, bei.

Am 23. April 1867 brachte der Steamer „Konstitution“ Frau Genée an die Gestade des Stillen Ozeans, und sie zog durchs „goldene Thor“ in San Franzisko ein. Am 20. April trat sie dort in „Glückliche Flitterwochen“, „Ein ungeschliffener Diamant“, „Der Prozeß um einen Kuß“ zum erstenmal auf

und setzte dies Gastspiel über ein Jahr lang alle Dienstag und Freitag im „American Theater“ fort. Aus ihrem Repertoire zählen wir auf: Trautmanns „Zwillinge“, G. Heines „Der kleine Michelien“, Jacobsons „Bei Wasser und Brod“, Görners „Viertelstündchen vor dem Valle“, Rud. Genées „Diavoletta“, R. Hahns „Theaterdieners Töchterlein“, Resmüllers „Theaterstempel“, Salingeres „Biel Bergnügen“, Plums „Vicomte von Letorière“, „Die Grille“, „Der Berschwender“, Börnstens „Mädchen vom Ballet“, bald aber tauchen andere ernstere Stücke auf: „Karlschüler“, „Urbild des Tartüffe“, „Verschwörung des Fiesco“, „Deborah“, „Maria Stuart“ — und aus der Soubrette entwickelt sich die Direktorin. Dittlie Genée hatte sich entschlossen, den Aufforderungen der guten deutschen Gesellschaft San Franziskos Folge zu leisten und der deutschen Kunst dort ein Heim zu schaffen. Sie zog Kräfte wie Julius Moser, Franziska Roland, den Liebhaber H. Maret, die Liebhaberin Olga v. Plittersdorf an sich, schuf sich ein Ensemble, einen sogenannten „Fundus“, Dekorationen u. — und brante ab, allerdings erst am 8. Februar 1868, nachdem sie Zeit gehabt hatte, sich einzu-bürgern; es existierten damals nur noch zwei Theater neben dem „American“ und diese: „Maguire's Opera“ und der „Metropolitan“, waren nur des Sonntags für die Deutschen frei; aber trotz mannigfacher Hemmnisse und Prüfungen hielt sie Jahre und Scepter hoch, jahrelang, und die Zähigkeit siegte. Das Sonntagsgeseß fiel, das „California Theater“ wurde erbaut und bot ihr eine bleibende Stätte, das Publikum gewöhnte sich daran, das deutsche Theater nicht mehr als exotisches Gewächs zu betrachten. Man lernte der energischen Frau gegenüber bald eine gewisse Verpflichtung anerkennen, und die Ruhmesjahre 1870/71 hoben das deutsche Nationalgefühl; ja, Dittlie Genée sah sich in der Lage, als Ergebnis einiger Extravorstellungen und eines deutschen „Fair“ oder „Bazar“ eine Summe von 45 000 Mark für die Verwundeten im heiligen Kriege in die Heimat an das Hilfskomitee zu senden. Am 2. April 1871 sehen wir Frau Genée bereits

zugleich als Directrice und Patriotin gefeiert; nebst Blumen, Goldbarren, Medaillons u. regnete es Verse, von Fr. Kruse verfaßt. „Beim großen Liebeswerk —“, heißt es da:

„— Das jüngst mit ernstem Streben
Die deutschen Frauen aneinanderband,
Da hat wohl jede, die dir nah gestanden,
Auch deinen echten deutschen Sinn erkannt.“

Und man that dies auch in Deutschland, wo der Name Genée auch ohne jenes Echo von den Gestaden des Stillen Ozeans her ein gefeierter geblieben war. Als Frau Genée, nachdem sie noch in der Folgezeit mit Fabbris Oper und mit Gästen, wie den schon eingangs Genannten, den Ruf ihres Genies als Bühnenleiterin immer mehr befestigt hatte, dann vor zwei Jahren zurückkehrte, hatte Se. Majestät der Kaiser die Gnade, sie zu empfangen und sie in der Heimat nicht nur als lustiger Kobold und „kleiner Gerold“, sondern als bewährte Patriotin in artibus et partibus infidelium willkommen zu heißen.

Dittlie Genée hatte sich als Directrice in bewährten Schranken gehalten. Sie hatte seit acht Jahren die Bühne nur noch ausnahmsweise betreten; aber die Kunst blieb ihres Lebens Stern, und glänzende Vorbilder, insbesondere das der Frau Frieß-Blumauer, fesselten sie an Berlin; sie hat in Wiesbaden, Kassel, Dresden, Leipzig, Mainz, Düsseldorf u. auch neuerdings mit entschiedenem Erfolge in älteren komischen Charakterrollen debütiert und ihren frischen Humor, ihre eminente Natürlichkeit wiederum bewährt. Ob sie nun ihrem Vaterlande treu zu bleiben und hier eine Stellung als darstellende Künstlerin einzunehmen oder nach dem Goldlande zurückzukehren gedenkt, wissen wir nicht. Ihren Ruhmesstranz und eine bleibende Stätte im Herzen der Deutschen hat sie sich auf alle Zeit erworben.

Malerische Wanderungen durch die deutschen Lande.

I.

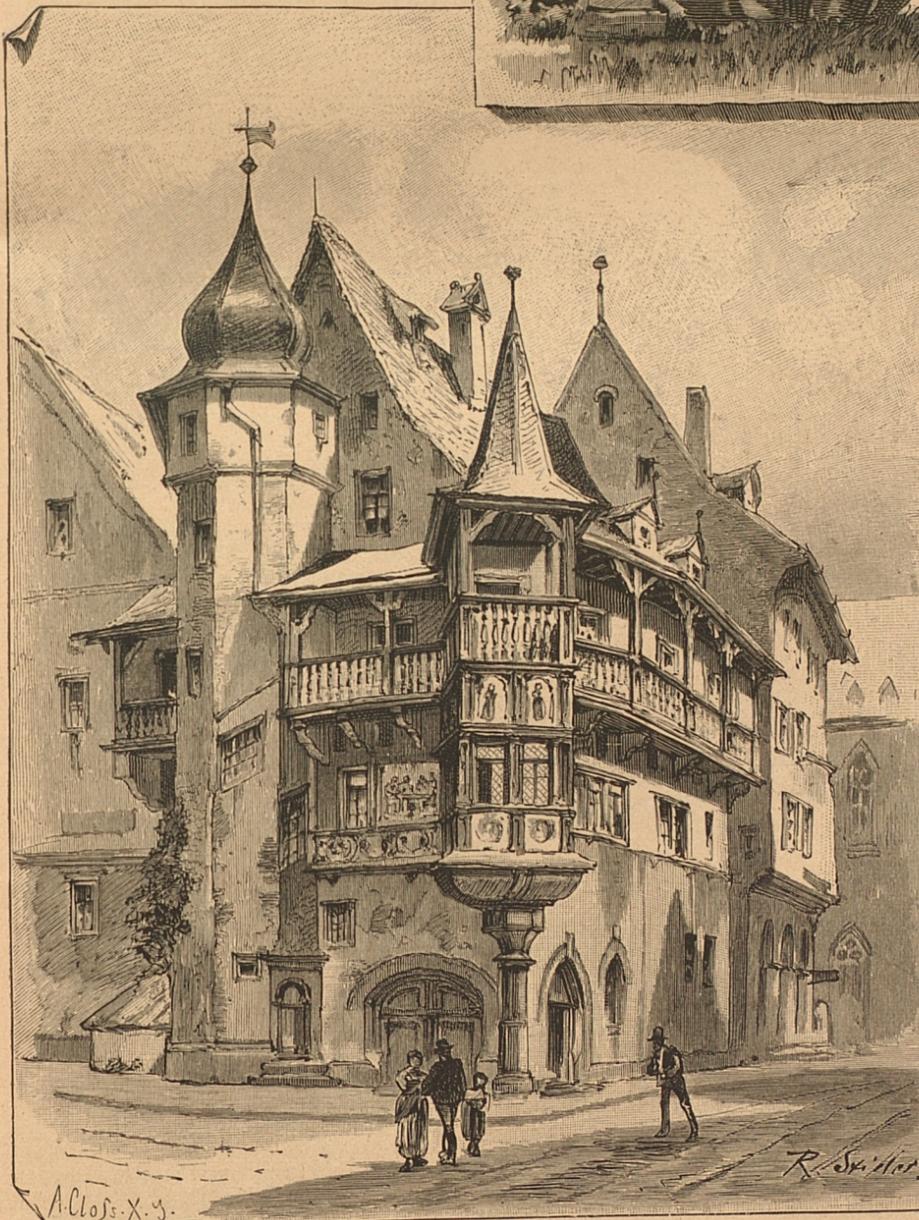
Städtebilder aus dem Ober-Elsas — nicht ohne eine gewisse Bewegung können deutsche Augen auf ihnen weilen. Deutsches Kernland, urdeutsches Volk, mit jeder Faser seines Lebens in deutscher Geschichte und deutscher Kultur wurzelnd, ja im 14. Jahrhundert geradezu der Boden, auf dem deutsche Wissenschaft und Kunst ihre Blütezeit feierten, und doch — Deutschlands Schmerzenskind jetzt und wer weiß auf wie lange noch! Denn das durch zwei Jahrhunderte hin eingesogene Gift französischer Denk- und Sinesweise, französischer Sprache und Sitte haftet so tief im Körper dieses deutschen Stammes, hat so ganz sein Leben und Wollen durchdrungen, daß auch unter der sorgfältigsten Pflege deutscher Mutterhand eine volle Genesung in absehbarer Zeit kaum zu erwarten steht. Das Vaterland wird sich zu beschreiben haben, daß erst in dem verjüngten Leibe des Volkes, der neuen Generation, wieder reines unversehrt deutsches Blut fließen und echt deutsche Sinnes- und Denkweise den Körper befehlen werde. Inzwischen heißt es: nicht müde werden!

Die drei schönen Städtebilder, nach Originalaufnahmen des wackeren Landschaftsmalers R. Stieler hergestellt, gehören, wie schon bemerkt, dem Ober-Elsas an, der besonders reich ist an ehrwürdigen Denkmälern deutschen Kulturlebens und deutscher Kunst. Da erhebt sich vor uns aus dichten Baumgruppen eine schöne, in romanischem Stil aufgeführte, doppel-türmige Kirche, der fern bläuliche Berge zum malerischen Hintergrunde dienen: es ist das herrliche alte Gotteshaus der reichsunmittelbaren gestifteten Abtei Murbach, nahe bei Gebweiler, in einem reizvollen, von der Lauch durchstossenen Vogesenthal pittoresk gelegen. Da blicken

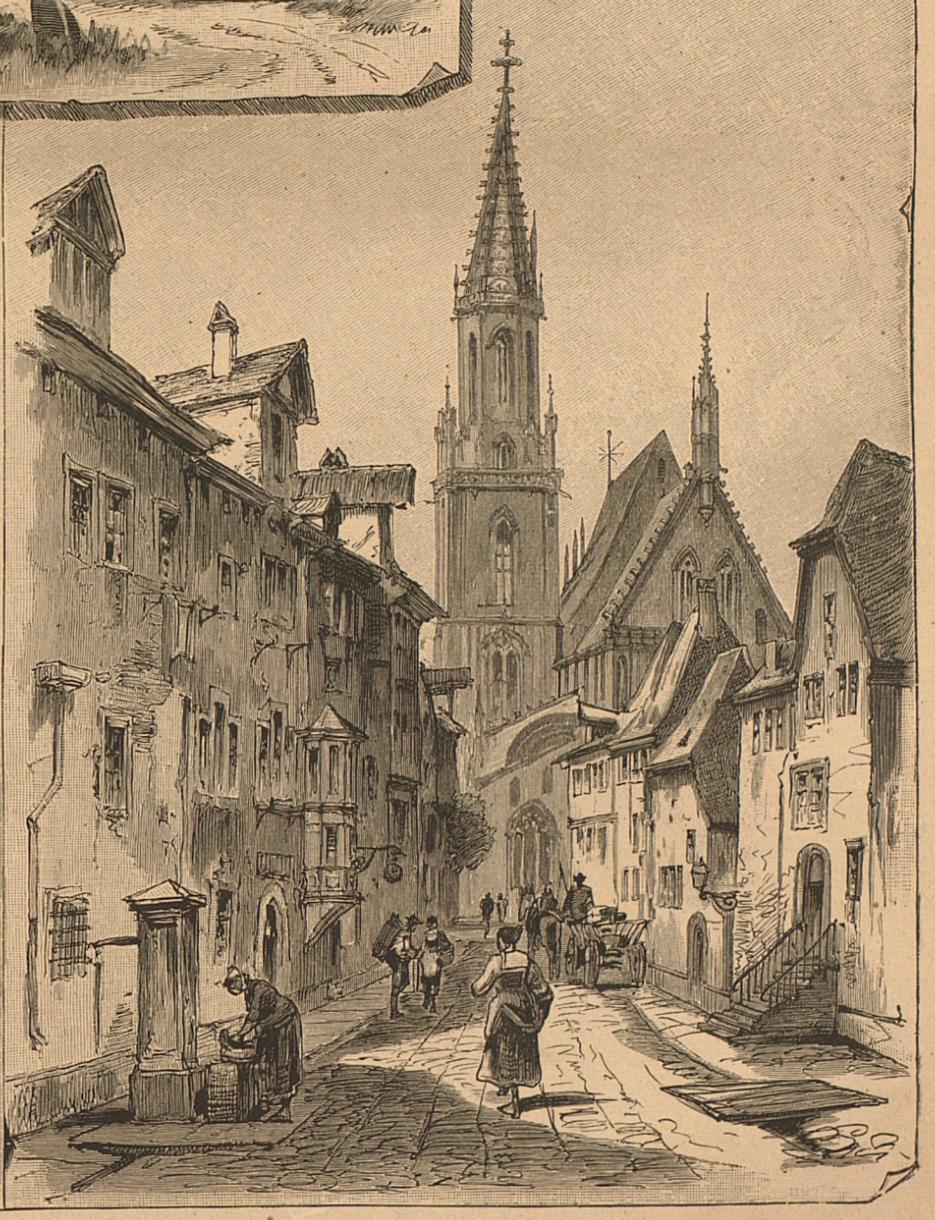


wir ferner tief in die von altherwürdigen malerischen Häusern flankierten Gassen der Reichsstädte Colmar und Thann hinein, und etwas von dem historischen Geist der einst so mächtigen und in die großen politischen Bewegungen des deutschen Mittelalters tief verflochtenen Gemeinwesen überkommt uns. Thann! Welche Erinnerungen überfluten uns beim Klange dieses Namens! War es nicht hier, auf dem Rothfelde, wo der Fromme Ludwig, Kaiser Karls des Großen Sohn, seinen eigenen pflichtvergessenen Söhnen mit Heeresmacht gegenüber treten mußte und durch nichtswürdigen Trug seiner Kriegsmacht beraubt und in die Gefangenschaft des tüchtigen Lothar gegeben wurde! Und heißt die Ebene nicht noch heute das „Lügenfeld“! — Die Herrschaft Thann gehörte einst dem ruhmvollen deutschen Geschlechte derer von Pfirt; von ihnen überkam das Land das Haus Habsburg; von diesem gelangte es in französischen Besitz: die Mazarin und Valentinis besaßen es nacheinander. Thann ist voll denkwürdiger alter Bauten; der schöne gotische Turm, der auf dem Bilde den Straßenprospekt abschließt, gehört der St. Theobalds-Kirche an, dem glänzendsten gotischen Bauwerk, dessen sich, nächst dem Straßburger Münster, der Elsas rühmen kann. — Das uralte malerische Pfisterhaus in Colmar bietet fast das Muster jener alt-reichstädtischen, mit Holzgalerien und Erfern gezierten Giebelhäuser, die zu Handel und Wandel und behäbigem Wohnen nicht weniger bequem eingerichtet, wie durch festen Bau und angefügten Turm zur Abwehr jedes Angriffes geschickt waren. Dem Maler haben sie von jeher den dankbarsten Vorwurf geboten.

L. 3.



Pfisterhaus in Colmar.



Straße in Thann.

Abtei Murbach bei Gebweiler.

Bilder aus dem Elsas.

Originalzeichnungen von R. Stieler.

Nachdruck verboten.

Bur Ästhetik der Mode.

Vorurteilslose Briefe von Hans Schliepmann.

V.

Berehrteste Freundin!

„Ich bin des trocknen Tones nun satt“ und, was schlimmer ist, ich fürchte, daß Sie es noch weit mehr sind! „Durch vier lange Briefe habe ich mich durchgearbeitet“, höre ich Sie schmollend klagen, „um zu erfahren, was ich auch schon vorher wußte, daß das Reich der Mode das der Laune ist!“

Aber, meine Gnädigste, die Ästhetik ist ja auch keine Geheimwissenschaft; vielmehr sucht sie nur unser eingeborenes Empfinden in Regeln zu fassen, und überdies haben wir uns doch wenigstens bis jetzt den ästhetischen Freibrief für Dame Caprice verschafft, auf daß selbige nicht mehr mit einem bangen Seitenblick nach der grimmigen ästhetischen Kritikerbrille an ihrer Daseinsberechtigung zu zweifeln zu wagen braucht, sondern fröhlich weitertolle.

Lassen Sie uns jetzt auch nur noch dasselbe für die Mode erreichen und nachweisen, daß, in ästhetischer Betrachtung, das Gebiet der Mode in der That fast nur das der Laune sein kann!

Da werden wir uns freilich unserer Haut zunächst wehren müssen, denn ich höre schon, wie die gestrengen Schönheitswächter auf mich einstürmen: „Und wo bleibt die Vernunft, die Natur, der praktische Hintergrund?“ — „Wo bleibt die klassische Schönheit, die man doch erstreben sollte?“ —

Aber mögen sie doch! So verheßen sie mir wenigstens zu einem milder lehrhaften und etwas spottfreudigeren Ton!

Freilich, die Vernunft zu lästern, wird mir nicht befallen, die große allgemeine, die ja schließlich auch die Ästhetik diktiert hat; aber so ein Bruchteilchen für Schulmeisters Privatgebrauch darf doch wahrlich nicht eine so gewaltige Herrscherin wie die Laune schrecken!

Schlägt doch jeder Wit der Vernunft ein Schnippchen, ohne daß diese anders als mit mildem Lächeln den fröhlichen Kobold betrachtete. Mit ihr, der mildesten Richterinnen — denn auch hier heißt es: alles verstehen ist alles verzeihen! — werden wir uns also schon auseinandersetzen, indem wir auch die Gesetze der scheinbar gefesselten Laune aufdecken.

„Aber die Natur, sie, aller Meister Meister!“ Kann denn das Widernatürliche schön sein? Haben nicht alle großen Geister wieder und wieder ihre Alleinherrschaft anerkannt und verteidigt?“

Da setzen Sie mir das Messer an die Kehle mit Ihren großen Worten, daß ich nur noch Ja, ja! ächzen kann! — Aber wenn ich aus der ersten Betäubung ehrfurchtsvollen Schreckens wieder zu mir komme, regt sich gleich wieder der Widerpruchsgeist, der doch auch Natur ist, und ich frage malitios: Ist denn nur das Körperliche Natur? Sollen die Gesetze unseres Fühlens und Denkens nicht auch zur Natur gehören, also ebensoviele Berechtigungen haben? Dieser Trieb zum Widerspruch, das feste Aufdenkopfstellen aller Wirklichkeit: sind sie nicht zum Menschengeist ebenso gehörig, wenn auch in ihrem Zweck ebenso in Dunkel gehüllt, wie das Schwänzlein beim Hunde?

Was ist denn eure Natur? Immer nur ein Argument, das für alles Mögliche und Unmögliches herhalten soll!

Gewiß, niemand kann einen größeren Respekt vor der allwaltenden Natur haben als ich, eines ihrer unvollkommensten — halt! Diese Bescheidenheit wird Grobheit! — Aber die Natur schafft also Unvollkommenheiten? — O freilich, welches Geschöpf wäre denn vollkommen? — Die Kunst soll aber Vollkommenes schaffen; also soll sie sich über die Natur erheben! Allerdings nur scheinbar; denn im letzten Sinne ist die Natur sicher vollkommen, denn alles — ja, meine Gnädigste, auch die Thorheit wird bei ihr auf unerschütterlichen Gefelsen, auf ehernen Ketten von Ursache und Folge beruhen.

Aber der Menschengeist vermag nicht alles zu durchschauen; und gerade aus diesem Dummheitsgefühl gegenüber dem Unerschöpflichen entspringt die Freude an der Kunst, die uns freundlich eine grenzenlose Macht des Gedankens vorpiegelt, wenn wir ihre Werke ganz durchdringen können.

Wo uns freilich die Natur unüberwindliche Schranken entgegengesetzt, da ist eben jene schöne Täuschung unmöglich; aber nicht in allen Gesetzen ist die Natur so unwidersprechlich. Es wäre wohl ein schönes Ding für ein jugendfrisches rosiges Mädchen, daherzuschweben wie unsere Maler die Sphären und Engeln malen; aber wenn unsere Ballerinen es auch versuchen, uns über die Schwere ihres Körpers hinwegzutäuschen, indem sie auf den äußersten Fußspitzen die ganze Tiefe der Bühne durchstippeln, so vermögen sie uns doch höchstens auf einen Augenblick vergessen zu lassen, welche Mühsal dazu gehört; gleich darauf zeigt uns alles, daß wir wieder einmal den oft zitierten, aber auch schier die Grundweisheit aller Ästhetik enthaltenden Goetheischen Ausspruch nachempfinden: „Man merkt die Absicht und man wird verstimmt.“ Das giebt wohl ein Kunststück für Leute, die nur für einen einseitigen Reiz, hier die Überwindung einer Schwierigkeit, empfänglich sind, aber keinen harmonischen künstlerischen Eindruck.

Dagegen ist es wohl möglich, die natürliche Proportion des menschlichen Körpers scheinbar zu verwandeln, ohne deshalb einen unästhetischen Eindruck hervorzubringen. Die Griechen huldigten diesem Prinzip zwar nicht; ihre Freude an der natürlichen Schönheit — die sie ohne Beschränkung durch Schicklichkeitsbegriffe, wie sie unsere Zeit einmal hat, voller genießen konnten —, dazu die Kunst des Klimas ließen sie allein auf die Hervorhebung der natürlichen Abschnitte von Kopf, Rumpf und Gliedmaßen in ihren gegebenen Proportionen das Augenmerk richten.

Aber man komme uns doch nicht immer noch wieder mit den alten Griechen! Eine mehr als zweitausendjährige Kultur und ein rauheres Klima geben uns grundverschiedene Lebensbedingungen! Die Renaissance steht uns viel näher. Aber die Herren vom allein seligmachenden Klassicismus möchten uns immer noch wieder weismachen, daß künstlerisch vollberechtigt doch eigentlich nur der Hellenismus ist. Freilich entwich ihnen dann wohl auch einmal ein Hymnus über die Formen- und Farbenpracht der Renaissance, über den festlichen Reichtum der Phantasie jener üppigen Zeit Titians, Paolo Veroneses oder des Rubens. Widerpricht man erst gar noch ein wenig, so folgt ein doppeltes Loblied auf den „naiven Schönheits-sinn, der durch alle raffinierten Toiletentkunststücke zum Vor-

schein kommt und der auch in der Kleidung die üppigste zwar, doch auch die vollendetste Harmonie herstellte.“

Woher aber haben wir unsere aufgebauhten Hüften und Tournüren, woher die unglaublich hohen oder breiten Hüte, die gefelzten und gebauhten Ärmel, die zugespitzten Taillen, die weitläufigen Röcke, die Absabschuhe und worüber noch sonst das Gezeiter der Modediktatoren erschallt, als aus der Renaissance? Sie hat es eben verstanden, eine ganz neue Folge von Proportionen zu schaffen; solche Hüte, solche Taillen, solche weites Kleid paßten eben zu einem harmonischen Bilde, wenn auch die ursprünglichen Verhältnisse dabei fast vollständig ignoriert wurden.

Verfuchen Sie aber nun jetzt die gleiche Redheit, so heißt's sogleich: O Entsetzen über den Wahnsinn! — Freilich, so haben zu allen Zeiten die „Verständigen“ ausgerufen!

Diese Verständigen sind von der Art, daß ihnen nur gefällt, was sie recht hübsch einregitrieren können. Was nicht klipp und klar in irgend eine Rubrik ihres Begriffs-vorrates paßt, das ist Contrebande. Haben sie eine Regel, so ist alles Glück für sie erreicht. Da heißt's z. B. der Hut — kommt her von behüten, schirmen — soll schützen vor Sonne und Regen. Folglich ist jeder Hut, der nicht wasserdicht und breitrandig ist, eine Verirrung, ein Nonsens!

„Aber ich kann ja doch einen Schirm nehmen und den Hut für einen Fußgegenstand halten, der nur so viel Zweck hat, wie eine Kuppel bei einem Gebäude, die auch weit unpraktischer ist als ein gutes Pappdach!“ wagen Sie vielleicht einzuwenden.

„Ist es nicht aber eine Tollheit, sich mit einem Schirm zu schleppen, wenn man nur einen rationalen Hut zu tragen brauchte, um ledig zu gehen?“

Da haben Sie's! Was ist klarer? — Daß sie einen Schirm ganz gern tragen, wollen Sie noch einfließen lassen? — O, dann haben Sie erst völlig verloren! „Wissen Sie auch, weshalb Sie einen Schirm nehmen müssen?“ glozen Sie die gestrengen Kritiker-Brillengläser strafend an: „Erstens, weil Sie sich so einschüüren, daß die Arme nicht mehr frei grazios herabhängen können, zweitens, weil Ihre zu kleinen Handschuhe Ihnen fühlbar werden, wenn Sie nicht noch etwas Anderes zu befüßeln haben, und drittens, weil Sie wegen Ihrer unpraktischen Stiefel eine Stütze brauchen, um den Damm zu überstreifen.“

Sie wagen vielleicht gar zu behaupten, daß ad 1. das Korsett weit eher ein angenehmes als ein unbequemes Kleidungsstück sei. „Wie!“ unterbricht man Sie sogleich: „Sie wollen einfach zugeben, daß sie ohne dasselbe nicht existieren können? Um so schlimmer für Ihre Figur! Hat Venus ein Korsett getragen oder auch nur Aspasia?“ — Sie hat freilich auch mit den Fingern gegefesst, denn Gabeln gab's im unvergleichlichen Hellas noch nicht, und stich sich an wie eine alternde Odaliske. Dazu auch trug sie, oder doch andere ihrer klassischen Nachfolgerinnen, von denen es verbürgt ist, Ringe auf den Behen — was für das Laufen wohl auch wie ein Zoll verjehnten Abjages in Rechnung zu ziehen ist — und ihr edler Gemahl ließ sich die Falten seines Mantels auf einer Holzpyramide zurechtlegen und mit Gyps einsprengen, damit er nachher behutlich in die dauerhaft gemachte „Plissierung“ hineinschlüpfen konnte — auch ein Korsettzwang und zwar für Herren und aus dem klassischen Altertum!

Aber das soll dann immer nicht gelten, denn dafür ist die Rubrik noch nicht eröffnet, die Regel noch nicht fertig!

Soll ich Sie aber noch länger mit diesem braven Vernunft-priester streiten lassen? Ich fürchte, Sie zögen doch den Kürzeren. Mit Gründen ist ihm nicht beizukommen, denn für die unfernen hat er kein Verständnis.

Ach ja, meine Gnädigste, Sie glauben überhaupt gar nicht, wie wenig der Sinn für das eigentlich künstlerische verbreitet ist. Der „gesunde Menschenverstand“ soll immer dafür ausreichender Ersatz sein und meint, wenn er sich an das Stoffliche klammert, er hätte alle Kunstweisheit erschöpft; aber er versagt doch, wenn es gilt, schier vollständig. Stellen Sie sich mit Ihrem lebenswürdigsten Lächeln vor solchen „Formenblinden“ (denn diese Kranken giebt's noch viel mehr als Farbenblinde, nur sind sie leider noch nicht so „entdeckt“), hüllen Sie sich in alle Reize einer harmonischen, phantastischen Toilette: sein gesunder Menschenverstand wird ihm vollständig versagen, denn er wird Sie reizend finden, obwohl er Sie nach seinem Schema unvermünftig scheitern müßte. Und das ist dann noch ein Glück!

Möchte jeder so bestraft werden können. Denn diese Beklemmer sind freilich der Mode nicht gefährlich, aber sie hemmen auch den Flug der übrigen Künste. Sie sind's gewesen, die Beethoven verbittert und Schiller hinter Kokebue gestellt haben! Möchten sie alle noch einmal der phantastischen Laune Pantoffel küssen, über dessen Stelzen sie erst zu Gericht geseßen! Ich — küsse, Verzeihung für diese sachungs-frohen Zeiten er-bittend, den Ihrigen — figürlich und verbliche

Ihr gehorsamster

H. S.

Nachdruck verboten.

Leidensstationen eines dramatischen Dichters.

III. Station: Die Proben auf der Bühne.

Die Proben des II. Aktes am nächsten Tage in Abwesenheit des Direktors zeigte schon eine andere Physiognomie als die des vorigen Tages, sie ging nicht so ganz ohne Störung vorüber. Der Darsteller des Fabrikbesizers Sternheim, jener wackere Künstler der Leseprobe, der größte Gegner des Regisseurs, mit dem er rivalisierend das Fach der Charakterrollen zu teilen berufen war, markierte heute Unwohlsein, so daß der Regisseur gezwungen war, die Probe oft zu unterbrechen und schließlich den Direktor, damit dieser entscheide, ob die Probe fortgesetzt oder aufgehoben werden solle, nach der Bühne rufen zu lassen. Auch in der Gegenwart des Direktors, der darauf bestand, daß weiter probiert werden solle, fühlte der Herr sich sehr leidend und sprach oft verwirrtes Zeug, so daß der Direktor ihn freundlich ersuchte nach Hause zu gehen. „Regen Sie sich ja gleich zu Bett, lieber Freund, der Regisseur wird einstweilen für Sie weiter probieren, Sie über-

geben ihm wohl Ihre Rolle. Sollte sich Ihr Unwohlsein bis morgen nicht gegeben haben, dann wird er die Rolle ganz übernehmen und auch spielen. Schonen Sie sich nur, Sie sehen wirklich sehr leidend aus!“ Der Herr ging, und der Direktor sagte leise zu mir, der ich schon in Angst um die Aufführung schwebte: „Sie können ganz ruhig sein, morgen ist er frisch und gesund wieder hier; ehe er zugiebt, daß sein Rival, der Regisseur, seine Rolle spielt, eher holt er sich den Tod auf der Scene. Aber so schlimm wird's nicht werden, er ist gar nicht so krank als er sich stellt, er will mich nur chikanieren, mich seine Unentbehrlichkeit fühlen lassen und seinen Rival ärgern. Wäre er nicht ein so tüchtiger Künstler, hätte ich ihn längst entlassen. Mit dem Regisseur halte ich ihn fortwährend in Schach und setze meinen Willen durch. Einen Regisseur lasse ich nur im äußersten Notfall auftreten, denn seine ganze Kraft gehört dem Arrangement und der Inszenierung der Vorstellung, er ist in technischer Beziehung der eigentliche Lenker und Leiter.“ Das klang alles ganz plausibel und war auch gewiß ehrlich gemeint, nahm mir aber doch meine Sorge nicht, die ich von dieser Probe mit nach Hause trug, die mich nicht mehr verließ und mir alle möglichen und unmöglichen Hindernisse für die endliche Aufführung meines armen Schauspiels hervorzauberte und mir eine schlaflose Nacht bereitete.

Müde und abgepannt von der schlaflosen Nacht begab ich mich am andern Tage zur Probe des dritten und letzten Aktes. Was wird diese wieder Unangenehmes bringen? dachte ich. Wird der böse Intrigant wieder gesund sein? Wird nicht vielleicht eine andere wichtige Person Hindernisse bereiten? Vielleicht gar gestorben sein? Alles ist möglich, wenn ich Unglück haben soll, und muß ich denn glücklich sein und werden? Ich sehe die Notwendigkeit davon nicht ein. Ach, welche Qual und Sorge bereitet mir mein Schauspiel, das ich so voll freudiger Hoffnung begann und beendete!

Die erste Person, die mir auf der Bühne entgegentrat und mich sehr freundlich begrüßte, war zu meinem freudigen Erstaunen der kranke Intrigant. Als ich ihm zu seiner Genesung Glück wünschte, meinte er dankend, er sei öfter solchen Anfällen, wie der gestrige gewesen war, unterworfen, sie seien Folgen seiner schwierigen Berufspflichten, gingen aber glücklich-herweise immer schnell genug vorüber, so daß er selten nur eine Störung des Repertoires veranlaßt habe. Nichts wäre ihm übrigens peinlicher als durch seinen körperlichen Zustand dem guten Direktor Verlegenheiten bereiten zu müssen. — Wie richtig hat dich der Direktor erkannt, dachte ich bei mir.

Bis zur sechsten Scene dieses Aktes fand keine Störung statt, aber eingeschüchtert wie ich war, erwartete ich jeden Augenblick den Eintritt irgend eines Zwischenfalls, der eine Störung hervorrufen würde. Leider hatte ich nicht vergeblich gefürchtet. Ich, der ich mit dem Scenengang selbstverständlich genau vertraut war, vermietete nun eine Scene zwischen dem Fabrikbesitzer Sternheim und einem Arbeiter, die zum Verständnis des folgenden Auftritts durchaus notwendig mir erschienen war und die ich deshalb geschrieben hatte. Auf meine Frage, ob es vielleicht ein Versehen gewesen sei, daß diese Scene übersprungen worden sei, erwiderte der Regisseur, daß er diese Scene als überflüssig und die Handlung aufhaltend weggestrichen habe. Ich war natürlich entgegengesetzter Meinung, wir gerieten in einen Disput, in der sich der Darsteller des Sternheim, der Intrigant, als an der Scene Beteiligten, mit besonderer Lust beteiligte, der die Probe unterbrach und mich zwang, den Direktor persönlich als Schiedsrichter aus seinem Bureau nach der Bühne zu holen. Zu meiner Ver beruhigung und zur besondern Freude des Intriganten erhielt ich recht, und die Scene mußte wieder bleiben und probiert werden; aber der Regisseur wurde mir deshalb gram, konnte mir nicht verzeihen, daß ich recht bekommen hatte und ließ den Schluß der Probe achtlos und ohne sich wie bisher eifrig darum zu kümmern, gehen, wie er wollte, oder wie die Darsteller wollten. Was wird daraus werden, wenn er nicht bis morgen Herr über seine Verstimmung wird? fragte ich mich besorgt, als ich das Theater verließ. Neue Befürchtungen, neue Sorgen tauchten aus der Menge von Sorgen, die mich schon quälten, auf. Aber was hilft's, sich zu quälen, der Kelch muß geleert werden.

Der nun folgenden, also der sechsten Probe, in welcher das ganze Schauspiel, alle drei Akte in der gegebenen Folge, probiert wurde, wohnte der Direktor im Zuschauerraum sitzend bei. Die Darsteller, jetzt vollkommen des Textes ihrer Rollen mächtig, mußten sie nun auch wie bei der Aufführung darstellen, also im Charakter derselben. Jetzt, wo die Figuren meines Schauspiels Gestalten voll Blut und Leben wurden, Leben empfangen, offenbarten sich mir doch zu meinem Schmerz manche Schwächen meiner Charakterzeichnungen, meiner Scenengestaltungen. Wenn die Kritik nicht Nachsicht üben will, dachte ich, findet sie hinreichend Gelegenheit Ausstellungen zu machen; aber deshalb brauchte ich doch nicht zu dulden und duldete auch nicht, daß die Darsteller, wie sie es mehrfach versuchten, einzelne Stellen des Dialogs willkürlich ändernd, durch eigne Erfindungen, von denen sie sich vielleicht mehr Wirkung versprachen als von den von mir gegebenen, ersetzen; ich wurde darin auch von dem Direktor unterstützt, der sich sehr ernstlich Änderungen und Zusätze zu dem einmal durch die bisherigen Proben festgestellten Text des Stückes verbat, überhaupt mehrfach und immer sachlich in den Gang der Probe eingriff.

Beim Verlassen der Bühne erzählte er mir zu meiner nicht geringen Verwunderung, daß ihm bei dem Publikum und der Kritik sehr bevorzugte Autoren aus seiner Praxis bekannt wären, welche nicht von dem Vorurteil belästigt würden, daß das von ihnen aufgeführte Bühnenstück ganz allein aus ihrer Phantasie geschöpft, also ganz ihr geistiges Eigentum sein müsse, die vielmehr mit großer Kaltblütigkeit auf den Proben sammelt, was ihnen der Geist, der Humor der Darsteller an Wit, guten Gedanken, selbst an von diesen komponierten ganzen Scenen anbietet und das so Gewonnene ohne Bedenken als Eigentum vor dem Publikum und der Kritik und beim Vertrieb ihres Stückes verwerten. Ob gut, ob tadelnswert, gleichviel, was ich der Öffentlichkeit biete, wird immer mein volles geistiges Eigentum sein, das soll auch Geltung haben für dieses, mein Erstlingswerk, und darum duldete ich keine Verbesserungen durch Regie und Künstler; doch fühlte ich, nachdem mir nun die Schwächen meiner Dichtung, die mir heute nur zu deutlich vor die Augen getreten waren und mehr wie bisher, recht beängstigende Zweifel an dem Erfolg der Aufführung,

Auf Wunsch des Direktors sollte ich der letzten, der sogenannten Generalprobe, die mit allen auf der Bühne und durch die Darsteller zur Verwendung kommenden Requisiten, mit allen Dekorations-, der Kompariererei stattfindenden würde, an seiner Seite im Parkett als stummer Zuschauer beizuhören. Auf meine Frage, weshalb er das Eigenschaftswort „stumm“ besonders betont habe, antwortete er:

„Jetzt dürfen Sie nicht mehr hineinreden, nichts mehr ändern.“ — ich hatte ihm gesagt, daß ich durch die Proben befehrt gern noch einzelne Verbesserungen wenigstens im Dialog vornehmen wolle. „Sie irritieren dadurch nur die Schauspieler, bringen Unsicherheit in das durch die Proben festgewordene Gefüge Ihres Schauspiels, und das darf nicht sein. Wie es jetzt ist, so bleibt es für die morgige Aufführung. Sie haben doch keine Angst?“

„Können Sie mir verdenken, wenn ich mit banger Sorge der Aufführung gedenke, die darüber entscheiden soll, ob ich Beruf für die Bühnendichtung besitze, ob ich ein Dichter bin? Es hängt so unendlich viel für mich von dem Erfolg dieses Abends ab. Daß mir nicht ganz wohl ist bei dem Gedanken an diesen Abend, ist wohl begreiflich.“

Lieber Freund, ich verstehe das vollkommen, aber doch sage ich, nehmen Sie es nicht so tragisch. Dieser Abend wird vorübergehen für Sie, wie hoffentlich noch viele es werden, die Sie mit Sorge und Angst anbrechen sehen und die glücklich enden als Sie erwartet haben. Mir ist jedenfalls Ihr Zweifel an sich selbst viel lieber als das dreiste Selbstbewußtsein, mit dem mir so manche Bühnenschriststeller entgegengetreten, wenn sie mich mit ihren Kompilationen aus älteren Stücken zu beglücken versuchen. Nicht immer entscheidet der innere Wert eines Stücks über den Erfolg der Aufführung. Der Zufall spielt eine große Rolle an solchen Premierenabenden und Überraschungen bringt jeder dieser Abende, hoffentlich der morgige nur gute für uns beide. Ich wünsche, daß das Publikum morgen gut diniert hat, daß die Börsebesucher, die zahlreich und nicht gerade zum Vorteil für den ruhigen Gang einer ersten Aufführung diese besuchen, gute Geschäfte gemacht haben, dann begegnen wir einer freundlichen Stimmung und haben halb gewonnen. Sie glauben nicht, von welcher Wichtigkeit die geschilderten Umstände sind.“

Die Generalprobe zog zu meiner Freude frisch und lebendig und ohne Störung an meinem Auge und Ohr vorüber, auch die schwierige tumultuariöse Scene im letzten Akt, ein ausbrechender Streik der Fabrikarbeiter vor dem Fabrikgebäude, die vom Regisseur vor der Probe mit den Komparien arrangiert worden war und nun vom Inspektoren dirigiert wurde, ging vortrefflich und gewährte ein sehr eindrucksvolles Bild einer solchen, heute in Mode gekommenen Arbeiterbewegung. Der Direktor äußerte seine Zufriedenheit und gab nur dem Regisseur noch Auftrag, am Vormittag des morgenden Tages mit einzelnen Darstellern, die er bezeichnete, eine kleine Szenenprobe abzuhalten.

Mit dem Direktor den Zuschauerraum verlassend, konnte ich nicht umhin, ihm meine Bewunderung über die richtige Wahl der Darsteller für die einzelnen Rollen auszusprechen, die mir heute besonders aufgefallen war.

„Was wollen Sie, lieber Freund, ich muß doch am Ende die Meinigen und ihre Befähigung genau kennen, nach dieser Kenntnis gebe ich die Rollen an sie, nicht nach dem Kunstfisch, das die Herrschaften sich einbilden besonders und allein darstellen zu können, noch weniger aber nach der Beliebtheit, welcher sich die einzelnen erfreuen. Die sogenannten Lieblinge des Publikums müssen nicht immer Rollen in jedem Stück haben, nur dann, wenn die Rollen für ihr Talent mir passend erscheinen. Ich züchte keine mich beherrschenden und mir das Leben sauer machenden Bühnengrößen, ich bilde mir nach meinen Bedürfnissen einer guten Darstellung ein Ensemble. Wie viele Stücke würden Erfolg gehabt haben, die ihn leider nicht hatten, wenn die Rollenbesetzung nicht eine verkehrte nach dem Prinzip, daß die Lieblinge unter allen Umständen mit Rollen bedacht werden müßten, vorgenommen worden wäre, und umgekehrt, wie viele recht schwache Stücke führte die zweckmäßige Besetzung der Rollen zum Erfolg! Sie sind doch mit der Probe zufrieden gewesen?“

„Gewiß, und wenn die Aufführung dieser Probe entspricht, hoffe ich, wird mein Schauspiel dem Publikum gefallen.“

„Ja, wenn! Der besten Probe muß leider nicht immer eine gleich gute Aufführung folgen.“

„Mein Gott, Sie machen mir, der ich anfang hoffensfreudig der Aufführung entgegenzusehen, aufs neue Angst. Tropfenweise flößen Sie wohlmeinend das trübe Gift Ihrer Erfahrungen mir ins Herz!“

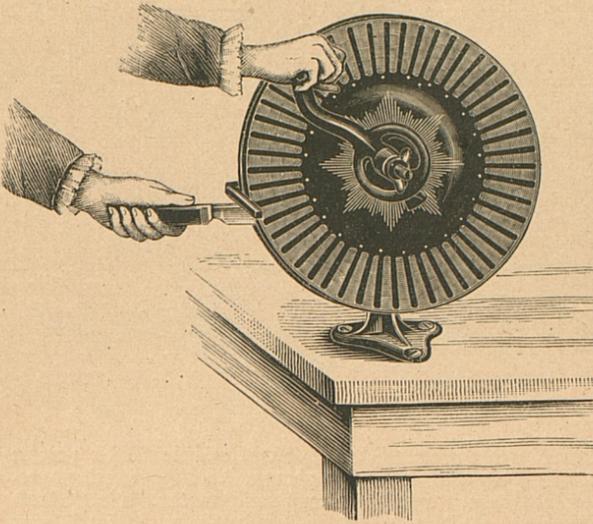
„Lassen Sie's gut sein. Wie's kommen soll, so wird's kommen, ich bin darin Fatalist. Hoffentlich wird alles gut werden und enden. Besuchen Sie mich morgen Vormittag noch in meinem Bureau, ich habe noch einiges mit Ihnen zu besprechen.“

So schieden wir. Ich wieder recht besorgt. Der erfahrene Direktor hat mich ganz verwirrt gemacht, ich wußte nicht mehr, was ich hoffen oder fürchten sollte. Wäre der Abend doch erst vorüber, der mein Schicksal entscheiden soll. Mehr noch als 24 Stunden soll ich in dieser Aufregung leben, denken, mich unglücklich fühlen. Welche Qual!

Wirtschaftsplaudereien.

Neue englische Messerputzmaschine („The Sun“ Knife Cleanes). Zum schnellen Reinigen der Tischmesser bedient man sich seit Jahren englischer Maschinen in Trommelform und erzielt mit denselben, wenn sie gut gearbeitet sind, auch meist recht zufriedenstellende Erfolge. Diese Maschinen sind indessen ziemlich teuer, so daß von ihrer Anschaffung häufig Abstand genommen wird und man billigere Apparate kauft, deren Qualität keine so gute ist und welche ihren Zweck nur mangelhaft erfüllen, die Messer sogar häufig verderben. Die obenstehend skizzierte Maschine ist nun trotz ihres immerhin mäßigen Preises sehr leistungsfähig; sie puht nur ein Messer auf einmal, indessen mit solcher Schnelligkeit, daß binnen kurzer Zeit eine größere Anzahl vollkommen gereinigt ist. Den wesentlichen Vorteil bietet indessen die überaus einfache Konstruktion dieses Apparates, welche kostspielige Reparaturen, die bei den bisherigen Maschinen so häufig vorkommen, fast zur Unmöglichkeit werden läßt. Die neue Messerputzmaschine besteht aus zwei sähleren, an ihren Außenseiten in Federn auslaufenden, runden Platten, welche am Rande mit Lederstreifen versehen sind. Die sähleren Federn drücken diese letzteren fest gegeneinander, sobald das Messer, welches man dazwischen steckt und mit dem Rücken der Schneide gegen den für diesen Zweck am Apparate angebrachten eisernen Stab drückt, aufs schnellste gepuht und poliert wird. Neben der Kurbel befindet sich eine Öffnung, welche

zur Aufnahme von Schmirgelpulver bestimmt ist, das sich von hier aus durch die Bewegung der Scheibe der ganzen Fläche der Lederstreifen mitteilt. Für den Gebrauch ist zu bemerken, daß das Messer, wie bereits oben angegeben, mit der scharfen Seite nach unten zwischen die Platten geschoben wird, wobei man dasselbe nur ganz langsam bewegt, während die Kurbel so rasch als möglich zu drehen ist. Die neue englische Messerputzmaschine wird in zwei Größen und zwar in einem Durchmesser von ca. 36, resp. 28 Cent. gefertigt und kostet 33, resp. 22 Mark. Für Haushaltungen ist die kleinere Nummer im allgemeinen ausreichend.



Bezugsquelle: Magazin des Königl. Hoflieferanten E. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstr. 88.

Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „April“.

Fig. 1. Promenadenkostüm. Der 130 Cent. weite Rock aus Satin ist am unteren Rande mit einer 7 Cent. breiten breiten Friur aus gleichem Stoff begrenzt und an der rechten Seite mit einem 25 Cent. breiten, oben spitz zulaufenden Besatzstreifen, an der linken Seite mit einem unten 33 Cent. breiten, gleichen Streifen aus Sammet ausgefattet, welche je eine nebarige Verzierung von Goldblize und Perlen überdeckt. In der Weise der Abbildung geordnete Garniturteile von Bengaline garnieren außerdem den Rock, sowie an der linken Seite Koiletten aus 5 Cent. breiten Schlingen von Bengaline in doppelter Stofflage. Hinten wird der Rock durch eine 150 Cent. weite, in der Mitte 115, an den Seiten 165 Cent. lange in der Weise der Abbildung gefasste und in Falten geordnete Sammetbahn vervollständigt.



Fig. 2. Frühjahrs-toilette. Das vorn lange, hinten kurze, längs der Vorderseite reversartig zurückgelegte Mantelet ist aus englischem Wollstoff hergestellt, mit satin merveilleux als Futter versehen, mit einem Vag, sowie Revers von gleichem Stoff und mit einem breiten Stechragen von englischem Wollstoff verbunden. Große Metallknöpfe zieren das Mantelet in der Weise der Abbildung, zum Schließen desselben dienen Haken und Dien. Hut aus Strohgewebe mit Sammet, seidenum Band und Feder-Agrettes garniert. (Siehe die nebenstehende Rückansicht Abb. 2.)

Buntes Allerlei. Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 72.

Eigentümlicher Rechtsstreit. In einem amerikanischen Staate, in dem auch Damen das Amt eines Rechtsanwalts zu bekleiden berechtigt sind, besuchte eine junge Dame das Colleg eines berühmten Rechtslehrers und nahm auch Privatunterricht bei ihm. In Bezug auf das Honorar wurde die Abrede getroffen, daß die Schülerin die Hälfte beim Beginn des Unterrichts, die andere aber erst bezahlen sollte, nachdem sie den ersten Prozeß gewonnen. Die Dame bestand mit bestem Erfolge die vorgeschriebene amtliche Prüfung, verzögerte aber aus privaten Gründen längere Zeit die wirkliche Ausübung des Amtes. Inzwischen wurde sie von dem Universitätslehrer auf Zahlung des Honorarrestes verklagt. Es kam zum Termine. Dort redete sie der Kläger mit folgenden Worten an: „Geehrte Dame! Warum nötigen Sie mich, diesen Prozeß anzustrengen? Denn jedenfalls müssen Sie mir das Honorar bezahlen, ob Sie den Prozeß gewinnen oder nicht! Denn, wenn Sie verlieren,

müssen Sie kraft richterlichen Befehles zahlen. Gewinnen Sie aber, so daß ich abgewiesen werde, dann müssen Sie mir erst recht Zahlung leisten; denn Sie haben ja dann den ersten Prozeß gewonnen, wodurch die wesentliche Bedingung unserer Abrede erfüllt ist.

Nach einigem Zögern erwiderte die Dame lächelnd und leicht errötend:

„Geehrter Herr Professor, ich müßte von meinem scharfsinnigen Lehrer wenig gelernt haben, wenn ich hiegegen nicht folgenden triftigen Einwand erheben würde: Unter keinen Umständen brauche ich zu zahlen, ob ich den Prozeß verliere oder nicht. Denn, wenn die Herren Richter zu meinen Gunsten entscheiden, so werden Sie durch das Erkenntnis abgewiesen! Werde ich aber verurteilt, dann brauche ich gewiß nichts zu zahlen; denn ich habe ja dann meinen ersten Prozeß verloren, ein Umstand, der mit der wesentlichen Bedingung unserer Übereinkunft im Widerspruch steht.“

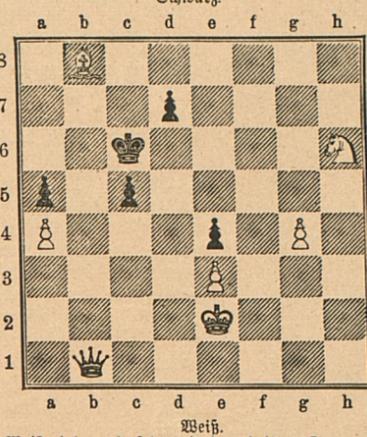
Längere Zeit wogte der Wortstreit hin und her. Da beide Parteien beim Inhalt der angeführten Erklärungen verharteten, zogen die Richter sich zur Entscheidung zurück.

Welches Urteil fällten sie?

Schach.

Aufgabe Nr. 195.

Von M. Bertrand.



Schwarz. Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 193 Seite 100.

- 1. Ta8-a6. Schwarz. 1. Ld6-c5+ oder f4+. Weiß. 2. d3-d4 oder Sh3-n.f4 matt. A. Weiß. 1. ... Schwarz. 1. Tc6-n.a6 oder n.c2. Weiß. 2. d3-d4 oder Sh3-f4 matt. B. Weiß. 1. ... Schwarz. 1. Kg6-h7 oder Sh8-f7. Weiß. 2. Sh3-f4 oder Ld5-e4 matt.

Auflösung des Diagonal-Zahlenrätsels Seite 100.

b	r	a	s	i	l	i	e	n
a	r	c	h	a	n	g	e	l
a	r	a	g	o	n	i	e	n
k	i	s	s	i	n	g	e	n
c	a	s	t	i	l	i	e	n
m	a	n	d	o	l	i	n	e
s	t	r	a	u	b	i	n	g
k	a	r	o	l	i	n	e	n
s	a	r	d	i	n	i	e	n

Auflösung des Füllrätsels Seite 100.

S	O	M	M	E	R
I	d	e	a	i	e
K	i	n	k	e	l
B	y	z	a	n	z
O	b	e	r	s	t
S	u	l	t	a	n

Auflösung der Aufgabe Seite 100.

	R			
	A			
J	A	C	O	B
		H		
		E		
		L		

Korrespondenz.

Wiener Männer-Gesang-Verein. In Veranlassung Ihrer werten Zuschrift, betreffend einen auf Seite 78 (Februar 1887) des „Bazar“ enthaltenen Aufsatz von Karl v. Thaler „Wiener Karneval“, beehren wir uns zu erwidern, daß die in jener Schilderung eingetragene ungünstige Kritik des von Ihrem Gesangverein gefeierten Karnevalsabends von uns bona fide, auf den ausgezeichneten Ruf unseres Herrn Berichterstatters hin, zum Druck befördert worden ist und daß uns nichts ferner gelegen hat, als den trefflichen Verein, der wie überall, so auch in der deutschen Reichshauptstadt das ausgezeichnete Andenken hinterlassen hat, mit jener Notiz tranken zu wollen. Auch von Herrn v. Thaler sind wir überzeugt, daß er lediglich aus ethischen Gründen geglaubt hat, jene Ausstellungen machen zu müssen und sind im übrigen außer stande, jene Kritik auf die Erattheit aller Details hin zu kontrollieren. Die Red.

Toilette, Mode, Handarbeit. Frau von B. in W. (Schweiz.) Weißer Seiden-Atlas (satin duchesse) ist immer noch das Bevorzugteste; übrigens raten wir Ihnen an, von der altbekannten Seidenfirma G. Hennberg in Zürich eine komplette Muster-Kollektion zu verlangen. Das Haus steht in engster Verbindung mit Lyon und Paris, und liefert ganz sicher das Beste, auch in farbigem und schwarzem Seidenstoff.

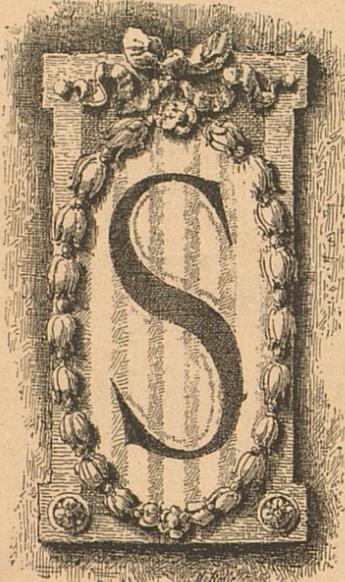
Kosmetik und Gesundheitspflege. W. in Br. Die Originalvorschrift zu dem käuflichen sogenannten Coniferengeist, welcher in Krankenstuben mittelst Desinfektors zerstäubt wird, ist nicht bekannt geworden, dagegen hat man eine dem Coniferengeist ähnliche Mischung empfohlen, zu deren Herstellung man 5 Gramm Kiefernadelöl, 1 Gramm Bachholzeröl, 2 Gramm Citronenöl, 5 Tropfen Cassienkernöl und 5 Tropfen Essigäther in 100 Gramm Spiritus löst. Setzt man zu dieser Lösung noch ein Stückchen Vanille und eine zerhackte Tontabone, so erhält sie neben dem angenehmen Nichtengeruch noch den Wohlgeruch des Waldmeisters. Der Coniferengeist scheint uns im übrigen dem lange vor ihm von der Grünen Apotheke in Berlin, Chausseest. 19, gefertigten Desinfektions-Essig nachgebildet zu sein. Derselbe wird auch aus Waldwollöl und anderen von Ionen fernenden ätherischen Ölen, gelöst in Essigsäure und Alkohol, dargestellt, verbreitet mit Wasser gemischt und im Zimmer verstäubt einen höchst erfrischenden Geruch und darf als wirksames Luftreinigungsmittel für Wohn- und Krankenzimmer angesehen werden. — Paris. Uns ist die Adresse eines in Paris wohnhaften Arztes, der im Besitze eines galvanocaustischen Apparates ist, nicht bekannt. Am ehesten dürften Sie zu derselben gelangen, wenn Sie einen dortigen Arzt befragen. — Vorklagen für Malerei auf Porzellan und Fayence können Sie von der Fabrik und Handlung von Malutauillien von J. Büchmann, Berlin W., Leipzigerstr. 114, erhalten, ebenso die dazu erforderlichen Farben. — Farben zur Imitation von Majolikamalerei fertigt K. Jacobson, Berlin N., Chausseest. 38 an.

Haushalt und Küche. Fr. N. v. P. in N. Wir vermögen leider Ihre Frage, ob auch in Wien Grubenöfen und Grubedöfen in Benutzung gezogen werden, nicht zu beantworten und geben Ihrem Wunsche, daß eine Wiener Hausfrau an dieser Stelle Auskunft über Ihre Frage erteilen möge, gerne Ausdruck.

Bestellungen

auf das II. Quartal (April bis Juni) des „Bazar“ bitten wir, falls noch nicht geschehen, schleunigst aufzugeben. Neu hinzutretende Abonnenten erhalten bereits erschienene Nummern des laufenden Quartals nachgeliefert. Alle Postanstalten und Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen auf den „Bazar“ zum Preise von M. 2.50 (in Österreich-Ungarn und im Auslande nach Kurs) entgegen.

KUNSTGEWERBLICHES

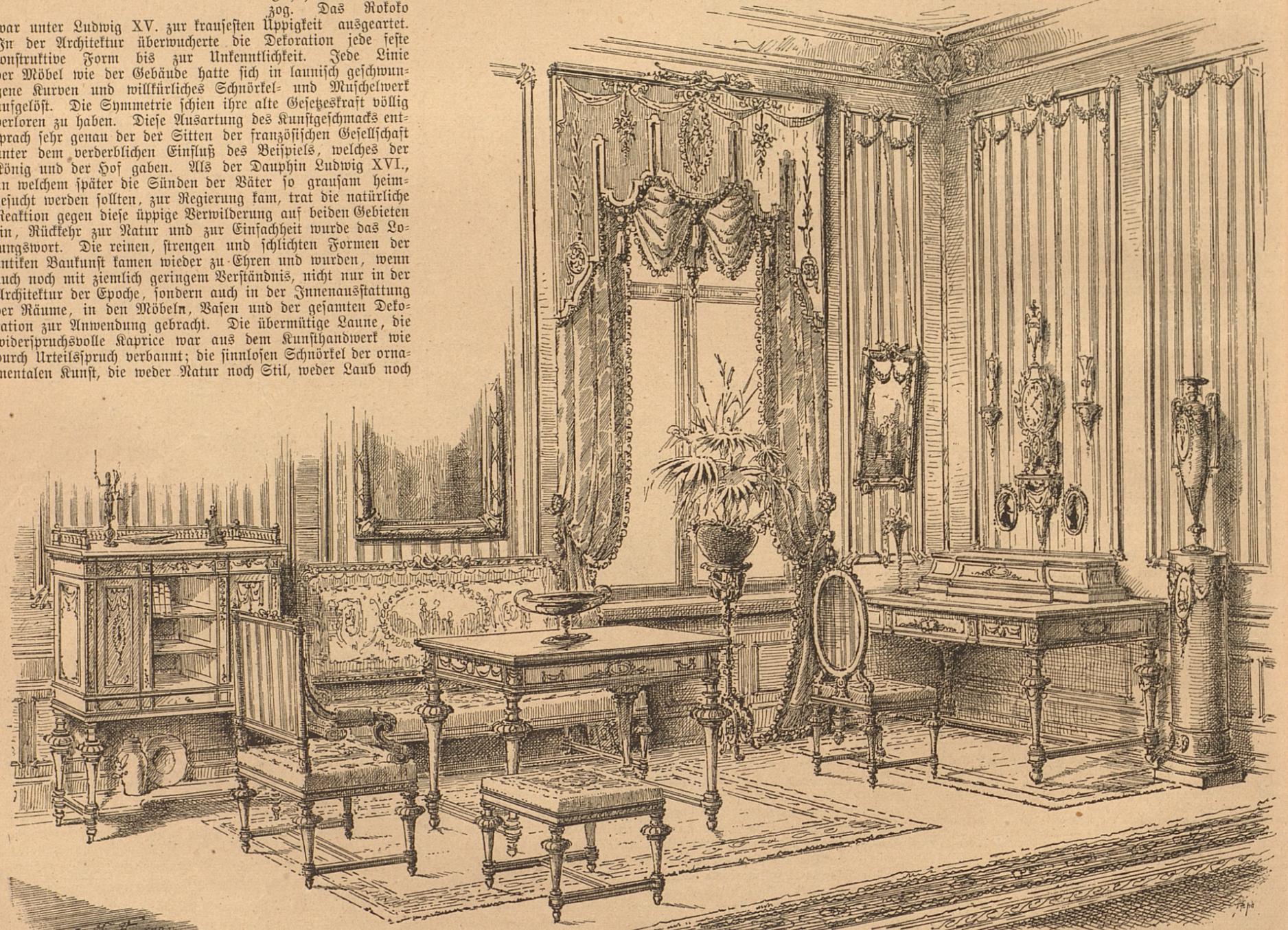


ehr oft ruft, in den Künften wie im Leben, jede zu weit gehende Übertreibung einen Rückschlag hervor: man wird der zu tollen Extravaganzen endlich überdrüssig und gewinnt plötzlich, fast ohne vermittelnden Übergang, Geschmack am möglichst Einfachen und Maßvollen. Ein besonders eklatantes Beispiel dafür ist jene Stil- und Geschmacks-umwälzung, welche sich, von Frankreich ausgehend, in der europäischen Kunst und Gesellschaft in den letzten beiden Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts vollzog. Das Rokoko

Blume, weder geometrische noch architektonische Muster gewesen und doch die artifiziiellen Schöpfungen eines Jahrhunderts beherrscht hatten, waren auf einmal verschwunden. Die konstruktiven Teile adossieren wieder, die gerade Linie und die Flächen der Möbel entschädigen sich für das verlorene französische Relief durch zierlichen Marqueterie-Schmuck. Da das Kunsthandwerk noch auf einer hohen Stufe der Ausbildung und Meisterschaft stand, so wurden auch in diesem vereinfachten Stil, welcher durch den Namen des neuen Königs bezeichnet und charakterisiert wird, eigentümlich graziose Arbeiten der dekorativen Künfte von einem feinen, edeln, gleichsam keuschen Reiz in Frankreich geschaffen, die ebenso weit entfernt von der koketten und frivolen Ueppigkeit des Gepräges der Erzeugnisse der kurz vorangegangenen Epoche, wie von der öden phantasielosen Nüchternheit und Robheit der der nächstfolgenden und dem kalten, frostigen, anspruchsvollen Pomp der des späteren Imperialstils waren. Auch heute hat man die schätzenswerten Eigenschaften des Stils Louis XVI. wieder nach Verdienst würdigen gelernt, und Einrichtungen, in welchen derselbe konsequent durchgeführt erscheint, erfreuen sich einer wachsenden Gunst. Wir geben in unserm Bilde eine Probe, ein Muster und Vorbild eines in diesem Stil gehaltenen Empfangszimmers, wie es von der Firma der Hofdecorateure Karl Müller u. Comp. in Berlin mit jenem feinen und intimen Gefühl und Verständnis für

das eigenste Wesen und die eigensten Reize jeder Art der Formgebung und Dekoration, welches in den Schöpfungen der genannten Herren so wohlthuend zu Tage tritt, hergestellt worden ist und auf Bestellung eingerichtet wird. Die Hauptlinien aller Möbel sind darin überwiegend gerade; nur die Rückenlehnen einzelner Sessel elliptisch, die Seitenlehnen konfab geschweift. Das Ornament ist sehr maßvoll, bescheiden untergeordnet und sparsam verteilt. Diese edle Einfachheit und seine Harmonie ist auch in der Farbengebung festgehalten. Das Holzwerk der Möbel ist mit matt erbsengrünem Lack überzogen, ein Ton, der durch zarte Linien in Gold und Mattrosa belebt wird. In gleichen Tönen gestreift sind die Stofffüllungen der Wände. Die Lambrequins sind aus matt goldbronzefarbigem Atlas, auf welchem alles Ornament in Erbsengrün und Mattrosa appliciert ist. Die Seitenvorhänge sind aus einem Plüsch von wenig dunklerem Ton als die Tapete; die Stores aus mattrosa Seide. Der Plafond des Zimmers ist hell elfenbeinfarbig. In seinen Ornamenten kommt Erbsengrün, Rosa, Blau und Gold zur Verwendung. Des Bodenteppichs herrschender Grundton ist jenes matte Rot, welches man heute als „fraise érasée“ bezeichnet, und mit einer Borte eingefast, in deren farbigem Muster die im Zimmer verwendeten Töne sich wiederholen. Aublestontepichgewebe bilden die Bezüge der Möbel. L. P.

war unter Ludwig XV. zur krauesten Uppigkeit ausgeartet. In der Architektur überwucherte die Dekoration jede feste konstruktive Form bis zur Unkenntlichkeit. Jede Linie der Möbel wie der Gebäude hatte sich in launisch geschwungene Kurven und willkürliches Schnörkel- und Muschelwerk aufgelöst. Die Symmetrie schien ihre alte Geisteskraft völlig verloren zu haben. Diese Ausartung des Kunstgeschmacks entsprach sehr genau der der Sitten der französischen Gesellschaft unter dem verderblichen Einfluß des Beispiels, welches der König und der Hof gaben. Als der Dauphin Ludwig XVI., an welchem später die Sünden der Väter so grausam heimgejacht werden sollten, zur Regierung kam, trat die natürliche Reaktion gegen diese üppige Verwilderung auf beiden Gebieten ein, Rückkehr zur Natur und zur Einfachheit wurde das Lösungswort. Die reinen, strengen und schlichten Formen der antiken Baukunst kamen wieder zu Ehren und wurden, wenn auch noch mit ziemlich geringem Verständnis, nicht nur in der Architektur der Epoche, sondern auch in der Innenausstattung der Räume, in den Möbeln, Basen und der gesamten Dekoration zur Anwendung gebracht. Die übermäßige Laune, die widerspruchsvolle Kaprice war aus dem Kunsthandwerk wie durch Urteilspruch verbannt; die sinnlosen Schnörkel der ornamentalen Kunst, die weder Natur noch Stil, weder Laub noch



Moderne Binnereinrichtungen: Empfangszimmer. Stil Louis XVI.
Nach einem Original-Entwurf von M. Kollé.